Das Horoscop.

Roman

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1859.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

I.

Die beiden Schotten.

Robert Stuart, welchen Fräulein von St. André vom Zimmer der Verwandlungen aus, das so schnell und so seltsam wieder in Dunkelheit versetzt wurde, bemerkt hatte; Robert Stuart, welchen das junge Mädchen im Anfang so boshaft für den Prinzen von Condé gehalten, war, nachdem er seinen zweiten Stein geworfen und somit dem König einen zweiten Brief zugesandt hatte, wie gesagt eiligst verschwunden.

Bis zum Chatelet war er stark gelaufen; aber einmal dort, hatte er sich vor Verfolgung sicher gefühlt und war, abgesehen von der Begegnung mit zwei oder drei Straßendieben, an denen er auf den Brücken vorbeigekommen war, die aber der Anblick seines langen Degens und seines am Gürtel hängenden Pistols in Entfernung gehalten hatte, ziemlich ruhig zu seinem Freund und Landsmann Patrick zurückgekehrt.

Dort hatte er sich mit der scheinbaren Ruhe, die er seiner Selbstbeherrschung verdankte, schlafen gelegt; aber so groß auch diese Selbstbeherrschung war, so ging sie doch nicht so weit, daß sie dem Schlafe gebot, und so kam es, daß er sich zwei oder

drei Stunden lang in seinem oder vielmehr in seines Landsmannes Bett herumwälzte, ohne darin die Ruhe zu finden, die ihn seit drei Nächten floh.

Erst gegen Tagesanbruch schien der Geist, durch die Müdigkeit überwältigt, den Körper zu verlassen und gestattete dem Schlaf seine Stelle einzunehmen. Aber nun gehörte dieser Körper so vollständig dem Schlaf an und versank in eine so tiefe Lethargie, daß Jedermann ihn für einen gänzlich vom Leben verlassenen Leichnam gehalten haben würde.

Uebrigens hatte er am Tag zuvor seinem Versprechen gemäß seinen Freund Patrick bis zum Abend erwartet, allein der Bogenschütze war am Abend zuvor von seinem Capitän, welcher Befehl erhalten hatte keinen einzigen Mann aus dem Palast zu lassen — wir wissen schon warum — in den Louvre consignirt worden, und hatte somit die Kleider Roberts nicht benützen können.

Abends sieben Uhr hatte sich Robert Stuart, da er keine Nachricht von seinem Freund erhalten, nach dem Louvre begeben und daselbst die strengen Befehle, die ertheilt worden, so wie die Veranlassung dazu erfahren.

Er war sodann in den Straßen von Paris umhergeschweift und hatte hundert verschiedene Lesarten, eine wunderbarer als die andere, über die Ermordung des Präsidenten Minard gehört, dem seine Todesart weit mehr Glanz verschaffte, als irgend ein Act seines Lebens.

Robert Stuart, der sich der Unwissenheit der Einen und der Neugierde der Andern erbarmte, hatte seinerseits und nach guten Quellen, wie er

versicherte, diesen Tod mit all seinen wahren Einzelheiten und wirklichen Umständen erzählt; aber es versteht sich von selbst, daß seine Zuhörer kein Wort von seiner Darstellung hatten glauben wollen.

Wir wissen für diese Ungläubigkeit keinen andern Grund anzuführen, als daß diese Darstellung die einzige wahre war.

Er hatte überdieß die Raschheit und Strenge erfahren, womit das Parlament sein Urtheil gegen den Rath Dubourg zu vollstrecken gedachte, dessen Hinrichtung, wie man versicherte, binnen achtundvierzig Stunden auf dem Greveplatz stattfinden sollte.

Gegen diese Starrköpfigkeit der Richter hatte Robert Stuart kein anderes Mittel gewußt, als daß er eine neue und noch bestimmtere Epistel an den König erließ.

Nach seiner Wache war sein Freund Patrick, der endlich aus dem Louvre entlassen worden, in aller Geschwindigkeit nach Hause geeilt, seine Leiter, wie er sagte, hinaufgestiegen und in sein Zimmer gestürzt mit dem Ruf:

„Feuer!"

Er hatte dieß für das einzige Mittel gehalten, um Robert Stuart zu wecken. als er sah, daß das Geschmetter der Thüre, die er zugeschlagen, der Stühle, die er herumgestoßen, und des Tisches, den er verrückt hatte, nicht genügten, um ihn aus seinem Schlafe zu rütteln.

Patricks Geschrei, noch weit mehr als der Sinn desselben, erweckte Robert endlich; das Geräusch drang bis zu ihm, aber seine Ideen klärten sich nicht sogleich. Die erste war, daß man ihn ver-

haften wolle; er streckte daher den Arm gegen seinen Degen aus, der im Bettgange stand, und zog ihn halb aus der Scheide.

„Ei, ei," rief Patrick lachend, „es scheint, Du bist mit großer Streitlust aufgewacht, mein lieber Stuart; beruhige Dich nur und vor allen Dingen steh auf, es ist Zeit."

„Ah, Du bists?" sagte Stuart.

„Freilich bin ichs. Ich will Dir ein andermal mein Zimmer leihen, Du kannst darauf zählen, damit Du mich umbringen kannst, wenn ich heimkomme."

„Was willst Du? Ich schlief."

„Ich sehe es wohl und gerade das wundert mich; Du schliefest."

Patrick ging an's Fenster und zog die Vorhänge.

„Da sieh her," sagte er.

Der helle Tag drang ins Zimmer.

„Wie viel Uhr ist es denn?" fragte Stuart.

„Zehn Uhr hat es schon in allen Kirchen von Paris geschlagen," sagte der Bogenschütze.

„Ich erwartete Dich gestern den ganzen Tag, und ich kann sogar sagen die ganze Nacht."

Der Bogenschütze machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Was willst Du?" sagte er, „ein Soldat ist blos ein Soldat, und wäre er auch ein schottischer Bogenschütze; wir waren den ganzen Tag und die ganze Nacht im Louvre consignirt, aber heute bin ich frei, wie Du siehst."

„Das heißt, Du verlangst jetzt Dein Zimmer zurück, Patrick?"

„Nein, aber ich erbitte mir Deine Kleider.“

„Ah, es ist wahr, ich hatte die Frau Räthin vergessen.“

„Glücklicher Weise vergißt sie mich nicht, wie Dir diese Wildpretpastete beweisen kann, die auf dem Tisch steht und nur auf unsern gnädigen Appetit wartet. Hat der Deinige sich eingestellt? der meine steht schon seit zwei Stunden auf dem Posten.“

„Und um auf meine Kleider zurückzukommen ...“

„Ja, richtig: nun wohl Du begreifst, daß meine Räthin nicht mir Nichts Dir Nichts meine vier Stockwerke heraufklettern kann. Nein, diese Pastete ist nur ein Bote; sie überbrachte mir einen Brief des Inhalts, daß man mich von 12 Uhr an — dieß ist die Stunde, wo unser Rath nach dem Parlament absegelt — bis vier Uhr, wo er in den Hafen der ehelichen Glückseligkeit zurückkehrt, erwarte. Fünf Minuten nach 12 Uhr werde ich also bei ihr sein und ihre Hingebung dadurch belohnen, daß ich mich in einem Costüm einfinde, das sie nicht blosstellen kann, vorausgesetzt daß Du noch in den gleichen Gesinnungen gegen Deinen Freund verharrst.“

„Meine Kleider sind zu Deiner Verfügung, lieber Patrick,“ sagte Robert. „Sie liegen, wie Du siehst, auf diesem Stuhle da und warten nur auf einen Besitzergreifer. Gib mir dagegen die Deinigen und verfüg über diese hier ganz nach Deinem Gutdünken.“

„Sogleich; aber zuvörderst wollen wir ein Wort mit dieser Pastete plaudern; Du brauchst nicht aufzustehen, um an der Unterhaltung Theil zu neh-

men; ich werde den Tisch an Dein Bett rücken. Hier! ist es recht so?"

„Ganz vortrefflich, mein lieber Patrick."

„Jetzt" — Patrick zog seinen Dolch und überreichte ihn seinem Freunde am Stiel — „jetzt schneide mir, während ich Etwas zum Anfeuchten hole, diesem Burschen da den Bauch auf und sag mir dann, ob meine Räthin nicht eine Frau von Geschmack ist."

Robert gehorchte dem Befehl mit derselben Pünktlichkeit, womit ein schottischer Bogenschütze selbst den Befehlen seines Hauptmanns gehorcht haben würde, und als Patrick, mit beiden Händen den runden Bauch eines vollen Weinkruges streichelnd, an den Tisch zurückkam, fand er die Kuppel des gastronomischen Gebäudes bereits abgehoben."

„Ah! beim heiligen Dunstan!" sagte er, „ein Hase, der mitten unter sechs Rebhühnern im Lager sitzt! Welch ein schönes Land, wo das Haar und die Feder in so holder Eintracht beisammen leben! Nennt Herr Rabelais es nicht das Schlaraffenland? Robert, mein Freund, folge meinem Beispiel. Verliebe Dich in eine Juristenfrau, mein Junge, statt in ein Soldatenweib, und dann brauche ich nicht wie Pharao sieben fette Kühe im Traum zu sehen, um Dir den doppelten Ueberfluß der Güter des Himmels und der Erde zu prophezeien. Laß uns sie benützen, mein lieber Stuart, sonst wären wir nicht würdig sie erhalten zu haben."

Um seine Lehre praktisch zu beweisen, setzte sich der Bogenschütze an den Tisch und nahm eine erste Portion, welche Demjenigen was er die Vorhut

seines Appetits nannte alle Ehre machte, auf seinen Teller.

Robert aß gleichfalls. Mit zwanzig Jahren ißt man immer, welche Bekümmernisse auch den Geist befangen halten mögen.

Er aß also schweigsamer, sogar sorgenvoller als sein Freund, aber er aß doch.

Uebrigens wurde Patrick durch die Idee demnächst seine Räthin zu sehen so heiter gestimmt, daß er für Beide plauderte.

Es schlug halb zwölf.

Patrick erhob sich hastig von der Tafel, zermalmte ein letztes Stück von der goldenen Kruste der Pastete unter seinen Zähnen, die so weiß waren wie die des Wolfes in seinen Bergen, trank ein letztes Glas Wein und begann die Kleider seines Landsmannes anzulegen.

In diesem Aufzug hatte er das eigenthümlich steife Wesen, das die Kriegshelden unserer Tage gewöhnlich haben, wenn sie ihre Uniformen gegen städtische Kleider vertauschen.

Das Gesicht und die Haltung eines Soldaten borgen in der That immer Etwas von seiner Uniform und verrathen ihn überall, wohin er gehen, unter welchem Costüm er auftreten mag.

Der Bogenschütze war nichtsdestoweniger in diesem Anzug ein schöner Kavalier mit blauen Augen, rothen Haaren und einer frischen glänzenden Haut.

Als er sich in einem Spiegelbruchstück betrachtete, schien er zu sich selbst zu sagen: „Wenn meine Räthin nicht zufrieden ist, so muß sie wahrhaftig sehr heikel sein.“

Gleichwohl wandte er sich, sei es nun aus Mißtrauen gegen sich selbst oder weil er Roberts Beistimmung zu erhalten wünschte, gegen seinen Kameraden und fragte ihn:

„Wie findest Du mich, lieber Freund?"

„Ei, ganz vortrefflich von Gesicht und Haltung; ich zweifle nicht, daß Du einen tiefen Eindruck auf Deine Räthin hervorbringst."

Das war es just was Patrick wollte, und er sah sich nach Wunsche bedient.

Er lächelte, machte seinen Kragen zurecht und reichte Robert die Hand.

„Nun denn auf Wiedersehen," sagte er, „ich eile sie zu beruhigen, denn die arme Frau muß in Todesangst sein, sie hat mich seit zwei Tagen nicht gesehen und Nichts von mir gehört."

Er machte eine Bewegung gegen die Thüre, blieb aber stehen und fügte hinzu:

„Apropos, ich brauche Dir nicht zu sagen, daß meine Uniform Dich nicht verurtheilt hier zu bleiben. Du bist nicht in meinen vierten Stock consignirt, wie ich es gestern in dem Louvre war. Du kannst frei und im hellen Sonnenschein, wenn solcher vorhanden ist, oder im Schatten, wenn sich keine Sonne zeigt, in der Stadt umhergehen, und wenn Du nur unter meinen Kleidern keinen schlimmen Handel bekommst — was ich Dir aus zwei Gründen empfehle: erstens weil man Dich verhaften, ins Chatelet führen und dort erkennen würde, zweitens weil ich, Dein unschuldiger Freund, wegen Verlassung meiner Uniform gestraft würde — wenn Du also, ich wiederhole Dirs, unter meinen Klei-

dern nur keinen schlimmen Handel bekommst, so bist Du frei wie ein Spatz."

„In dieser Beziehung hast Du Nichts zu fürchten, Patrick," antwortete der Schotte, „ich bin von Natur nicht sehr händelsüchtig."

„Hem, hem!" machte der Bogenschütze, indem er den Kopf schüttelte. „Ich möchte mich nicht darauf verlassen, Du bist ein Stück von einem Schotten, und Du mußt, wie jeder Mensch, der jenseits der Tweed aufgewachsen ist, Stunden haben, wo es nicht rathsam ist Dich scheel anzusehen. Im Uebrigen begreifst Du, daß ich Dir blos einen Rath gebe und weiter Nichts. Ich sage Dir, suche keine Händel, aber wenn man mit Dir anbinden will, bei meinem heiligen Schutzpatron, so weiche nicht aus. Zum Henker, es handelt sich darum die Ehre der Uniform aufrecht zu erhalten, und wenn Du Deine Gegner nicht bei Zeit umbrächtest, so hast Du, merk Dirs wohl, an Deiner Seite einen Claymore und einen Dirk, die von selbst aus der Scheide springen würden."

„Sei ruhig, Patrick, Du wirst mich hier finden, wie Du mich verlassen hast."

„Nein, nein, Du sollst Dich nicht langweilen," eiferte der starrköpfige Bergbewohner, „denn es ist ganz trostlos in meinem Zimmer da; Abends zwar ist die Aussicht nicht unangenehm, weil man gar Nichts sieht, aber bei Tag sieht man Nichts als Dächer und Glockenthürme, wenn nämlich der Rauch und der Nebel es gestattet."

„Dann ist es hier immer noch so gut wie in

unserem vielgeliebten Vaterland, wo es beständig regnet," bemerkte Robert.

„Bah!" sagte Patrick, „und wenn es schneit."

Und zufrieden, daß er sein Schottland in atmosphärischer Beziehung wieder zu Ehren gebracht, entschloß sich Patrick endlich zu gehen, blieb aber an der Treppe noch einmal stehen, öffnete die Thüre wieder und sagte:

„Alles das war blos Scherz: Lauf herum, wo Du willst, fang Händel an und schlage Dich nach Herzenslust; wenn Du nur ohne Löcher in Deiner Haut und folglich auch in Deinem Wamms nach Hause kommst, so ist Alles recht, aber, lieber Freund, ich babe Dir eine einzige ernstliche Vorstellung ans Herz zu legen, und die mußt Du wohl bedenken."

„Welche?"

„Mein Freund, in Anbetracht der schwierigen Umstände, worin wir leben, und der Drohungen, die schändliche Ketzer sich gegen den König erlauben, bin ich genöthigt Schlag acht Uhr wieder im Louvre zu sein; man hat auf heute Abend den Appell um eine Stunde früher angesagt."

„Du wirst mich bei Deiner Rückkehr hier wieder treffen."

„Nun, so behüte Dich Gott!"

„Viel Vergnügen!"

„Das erwartet mich sicher," sagte der Bogenschütze mit der Geberde eines verliebten Siegers.

Und dießmal ging er, leicht wie ein Eroberer, stolz wie der schönste Herr am Hof, eine Melodie aus seinem Heimathland trällernd, die bis zu Robert Bruce hinaufgehen mochte.

Der arme schottische Soldat war in dieser Stunde weit glücklicher als der Vetter des Frankenkönigs, als der Bruder des Königs von Navarra, als der junge und schöne Ludwig von Condé.

Wir werden übrigens sogleich erfahren, was der Prinz in diesem Augenblick that und sagte; aber wir sind genöthigt noch einige Augenblicke in Gesellschaft mit Meister Robert Stuart zu verweilen.

Dieser hatte, wie er seinem Freunde gesagt, zwei Gegenstände ernster Ueberlegung, die wichtig genug waren, daß er sich bis vier Uhr Nachmittags nicht langweilte; er hielt ihm also Wort und erwartete ihn.

Von vier bis fünf Uhr wartete er noch immer, aber mit größerer Ungeduld.

Dieß war die Stunde, wo er sich an die Thüre des Parlaments zu stellen gedachte, um frische Nachrichten, nicht über die Verurtheilung des Rathes Dubourg, sondern über den Beschluß in Betreff seiner Hinrichtung zu erhalten.

Um halb sechs ertrug er es nicht mehr und ging ebenfalls aus, hinterließ jedoch seinem Landsmann ein paar Zeilen, worin er ihm sagte, er könne ruhig sein, er werde ihm Schlag sieben Uhr seine Uniform ganz sicher zurückbringen.

Die Nacht begann hereinzubrechen; Robert ging in großer Hast bis vor das Thor des Palastes.

Eine ungeheure Volksmenge hatte sich auf dem Platz versammelt; die Sitzung des Parlaments dauerte noch.

Dieß erklärte ihm das Ausbleiben seines Freun-

des Patrick, aber er erfuhr auf diese Art nicht, was drinnen verhandelt wurde.

Erst um sechs Uhr gingen die Räthe auseinander.

Was vom Ergebniß der Sitzung zu Roberts Ohren gelangte, war unheilvoll.

Die Hinrichtungsart war beschlossen worden: der Rath sollte auf dem Scheiterhaufen sterben.

Nur wußte man nicht, ob die Hinrichtung am nächsten, am zweitnächsten oder erst am dritten Tag, das heißt am 22, am 23 oder am 24 stattfinden sollte. Vielleicht gab es sogar noch mehrere Tage Aufschub, damit die arme Königin, Maria Stuart, die sich Tags zuvor verletzt hatte, anwohnen konnte.

Aber Dieß sollte nur dann geschehen, wenn die Wunde leicht genug war, um die Hinrichtung nicht länger als eine Woche zu verschieben.

Robert Stuart verließ den Platz des Palastes in der Absicht nach der Rue du Battoir St. André zurückzukehren.

Aber er sah von Ferne einen schottischen Bogenschützen, der sich schon vor der Stunde des Rappells nach dem Louvre verfügte.

Jetzt kam ihm eine Idee: er wollte unter dem Costüm seines Freundes in den Louvre eindringen und daselbst, das heißt an zuverlässiger Quelle, Nachrichten über die junge Königin einziehen, deren Gesundheitsumstände einen so furchtbaren Einfluß auf das Leben des Verurtheilten haben sollten.

Er hatte beinahe zwei Stunden vor sich und begab sich nach dem Louvre.

Weder am ersten noch am zweiten Thor wurde ihm eine Schwierigkeit gemacht. Er befand sich also im Hofe.

Kaum war er da, so meldete man einen Abgesandten des Parlaments.

Dieser Abgesandte des Parlaments wünschte im Namen der erlauchten Versammlung, deren Botschafter er war, mit dem König zu sprechen. Man ließ Dandelot kommen.

Dandelot holte die Befehle des Königs ein.

Nach zehn Minuten kam er zurück mit dem Auftrag in eigener Person den Rath einzuführen.

Robert Stuart begriff, daß er mit einiger Geduld und Gewandtheit erfahren konnte, was er zu erfahren wünschte, wenn der Rath weggegangen war. Er wartete also.

Der Rath blieb beinahe eine Stunde bei dem König.

Robert hatte bereits so lange gewartet, daß er entschlossen war auch noch bis ans Ende zu warten.

Endlich kam der Rath heraus.

Dandelot, der ihn begleitete, sah sehr traurig, ja sogar düster aus.

Er sagte ganz leise dem Capitän der schottischen Gendarmerie einige Worte ins Ohr und entfernte sich.

Diese Worte bezogen sich augenscheinlich auf die Botschaft des Rathes.

„Meine Herrn," sagte der Capitän der schottischen Garde zu seinen Leuten, „ich melde Euch hiemit, daß übermorgen ein außerordentlicher Dienst stattfindet wegen der Hinrichtung des Rathes Anne Dubourg auf dem Greveplatz."

Robert Stuart wußte was er wissen wollte; er that also schnell einige Schritte gegen das Thor, aber ohne Zweifel besann er sich anders, denn er

blieb plötzlich stehen, und nach einigen Minuten tiefen Nachdenkens kam er zurück und verlor sich inmitten seiner Kameraden, was bei der Anzahl der Mannschaft und der Dunkelheit der Nacht sehr leicht war.

II.

Was sich unter einem Bett zutragen kann.

Der Prinz Condé hatte, als er in den Saal der Verwandlungen trat, Dandelot für den folgenden Mittag um zwölf Uhr ein Rendezvous bei seinem Bruder, dem Admiral, gegeben. Es drängte ihn dermaßen Coligny und besonders dem jüngeren und weniger ernsten Dandelot die Ereignisse der Nacht zu erzählen, daß er sich schon vor der festgesetzten Stunde in der Rue Bethisy einfand.

Dandelot seinerseits war schon vor dem Prinzen gekommen. Er befand sich seit einer Stunde bei Coligny, und die verliebte Laune des Fräuleins von St. André war zwischen diesen beiden ernsten Geistern ernster verhandelt worden, als zwischen dem Prinzen und Dandelot.

Die Verbindung des Marschalls von St. André mit den Guises war keine bloße Familienverbindung, sondern ein religiös-politischer Bund gegen die calvinistische Partei, und die Art, wie man mit dem Rath Anne Dubourg verfuhr, bewies, daß man ganz und gar nicht geneigt war mit Sectirern viele Umstände zu machen.

Die beiden Brüder hatten sich über das Billet

des Fräuleins von St. André die Köpfe zerbrochen; vergebens hatten sie alle ihre Erinnerungen zu Rathe gezogen, keiner von Beiden hatte die Schriftzüge erkannt, und man hatte bei der Frau Admiralin, die in ihrem Zimmer eingeschlossen ihre Andachtsübungen hielt, angefragt, ob sie von ihren Erinnerungen nicht besser bedient werde, als ihr Gatte und ihr Schwager.

Bei jeder andern Veranlassung würden Dandelot und besonders Coligny sich dagegen ausgesprochen haben, daß ihr Vetter, der Prinz von Condé, sich auf diese abenteuerlichen Tollheiten einlasse, allein selbst die ehrlichsten Herzen schließen Gewissenscapitulationen ab und glauben in den äußersten Umständen Etwas nachgeben zu müssen.

Nun war es von großer Wichtigkeit für die calvinistische Partei, daß Herr von Joinville Fräulein von St. André nicht heirathete, und wenn anders das Rendezvous des Fräuleins nicht dem Prinzen von Joinville galt, was sich nicht wohl annehmen ließ, so war es mehr als wahrscheinlich, daß Herr von Condé, wenn er überhaupt Etwas sah, einen solchen Lärm aufschlug, daß die Sache der Familie Guise zu Ohren kam und irgend ein Bruch erfolgte.

Noch mehr; aus dieser Indiscretion des Prinzen mußte höchst wahrscheinlich eine Widerwärtigkeit für ihn selbst entstehen; und dann konnte der Prinz, der zwischen der katholischen und der calvinistischen Religion schwankte, vielleicht Protestant werden, zumal da Coligny und Dandelot ihn nach dieser Seite hinzogen.

Oft ist ein Mann für eine Partei mehr werth als ein Sieg.

Nun aber war dieser schöne, junge und tapfere Prinz nicht blos ein Mann, sondern auch ein siegreicher Kriegsheld.

Man erwartete ihn also im Hotel Coligny mit einer Ungeduld, wovon er selbst keinen Begriff hatte.

Er kam, wie wir gesagt haben, vor der bezeichneten Stunde, und als die beiden Brüder ihn zu einer Generalbeichte aufforderten, begann er eine Erzählung, worin er, sagen wirs zur Ehre seiner Wahrhaftigkeit, Nichts von Allem verschwieg was ihm widerfahren war.

Er erzählte Alles was er gesehen und gehört, er überging nicht einen einzigen Umstand und gestand sogar die Lage ein, in die er sich versezt hatte.

Als Mann von Geist machte der Prinz gleich Anfangs einige Witze über sich selbst, um den Andern zuvorzukommen, und damit diese, nachdem die Sache einmal geschehen war, sich nicht über ihn lustig machen konnten.

„Und jetzt," fragte der Admiral, nachdem der Prinz seine Erzählung beendet hatte, „was gedenket Ihr jetzt zu thun?"

„Bei Gott," sagte Condé, „etwas höchst Einfaches, und wobei ich mehr als je auf Euern Beistand rechne, mein lieber Dandelot; ich will meine Expedition erneuern."

Die beiden Brüder schauten sich an.

Sie waren ganz mit dem Prinzen einverstan-

den; gleichwohl glaubte Coligny, seine Ehre gebiete ihm einige Einwendungen zu machen.

Aber beim ersten Wort, das er wagte um dem Prinzen abzurathen, legte dieser die Hand auf seinen Arm und sagte zu ihm:

„Mein lieber Admiral, wenn Ihr in diesem Punkt nicht mit mir einverstanden seid, so laßt uns von etwas Anderem reden, denn mein Entschluß ist gefaßt, und es würde mich gar zu hart ankommen mit demjenigen Mann, den ich am meisten in der Welt liebe und verehre, d. h. mit Euch zu rechten.“

Der Admiral verneigte sich als ein Mann, der sich in einen Entschluß, dessen Bekämpfung er nicht in seine Macht gestellt sieht, ergibt, war aber im Grunde seines Herzens hoch erfreut über die Beharrlichkeit seines Vetters.

Es wurde also ausgemacht, daß Dandelot am heutigen Abend, wie am gestrigen, dem Prinzen Gelegenheit verschaffen solle in den Saal der Verwandlungen zu gelangen.

Man bestellte sich auf ein Viertel vor Zwölf in denselben Gang wie am Abend zuvor.

Das Losungswort wurde dem Prinzen anvertraut, damit er ohne Schwierigkeiten herein konnte. Dann forderte er sein Billet zurück.

Nun gestand der Admiral dem Prinzen, daß er, da weder er selbst noch sein Bruder die Schrift zu erkennen vermocht, das Billet der Frau Admiralin geschickt habe, die man aber um diese Stunde nicht stören dürfe, da sie ihre Andachtsübungen halte.

Dandelot verpflichtete sich es noch am Abend

im Cirkel der Königin Catharina seiner Schwägerin abzufordern, und der Admiral seinerseits versprach seine Frau daran zu erinnern, daß sie das Billet in den Louvre mitnehmen müsse.

Nachdem diese verschiedenen Punkte abgemacht waren, verabschiedeten sich Dandelot und der Prinz von dem Admiral, Dandelot um auf seinen Posten, der Prinz um in seine Wohnung zurückzukehren.

Der Rest des Tages verging für den Letzteren eben so langsam und fieberisch wie der vorhergehende Tag.

Endlich verflossen die Stunden eine um die andere, und es wurde halb Zwölf.

Aus dem was unserem Robert Stuart drei Stunden vor dem Eintritt des Prinzen in den Palast widerfahren, weiß man bereits, von welchen Gedanken der Hof in Anspruch genommen wurde.

Man sprach im Louvre von Nichts als von der Hinrichtung des Rathes Dubourg, welche der König selbst auf den nächstfolgenden Tag festgesetzt hatte.

Der Prinz fand Dandelot tief betrübt; da jedoch diese Hinrichtung auf unwiderlegliche Weise die Summe des Credits darstellte, welchen Herr von Guise, der erklärte Verfolger des Rathes Dubourg bei dem Könige genoß, so wünschte Dandelot nur um so sehnlicher das Gelingen der Mystifikation, womit Herr von Joinville bedroht war, damit seine Feinde inmitten ihres blutigen Triumphes wenigstens lächerlich gemacht würden.

Wie am Abend zuvor, war der Gang in Dunkelheit gehüllt; wie am Abend zuvor, war der Saal der Verwandlungen nur von der silbernen Lampe

beleuchtet; wie am Abend zuvor, war der Toilettentisch vorbereitet; wie am Abend zuvor, warteten die armen Leuchter nur auf Befehl, um von Neuem die zauberischen Schönheiten von gestern zu bestrahlen.

Nur stand dießmal das Geländer des Alkovens offen.

Dieß war eine weitere Anzeige, welche bekräftigte, daß das Rendezvous nicht abbestellt worden war.

Da nun der Prinz Schritte im Gang zu vernehmen glaubte, so schlüpfte er rasch unter das Bett, ohne daß er sich die Mühe nahm dieselben Betrachtungen wie gestern anzustellen; ein Beweis, daß man sich an Alles gewöhnt, sogar an das Versteckspielen unter den Decken.

Der Prinz hatte sich nicht getäuscht; es waren allerdings Tritte, die er im Gang gehört hatte, und diese Tritte suchten allerdings den Saal der Verwandlungen, denn sie hielten vor dem Eingang inne, und der Prinz hörte das leichte Knarren einer Thüre, die sich in ihren Angeln dreht.

„Gut,“ sagte er, „unsere Verliebten haben heute mehr Eile als gestern. Das ist ganz einfach, sie haben sich seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen.“

Die Tritte näherten sich leise, wie wenn Jemand verstohlener Maßen eintritt.

Der Prinz reckte seinen Kopf vor und sah die nackten Beine eines Bogenschützen der schottischen Garde.

„Oh, oh!“ machte der Prinz, „was soll das heißen?“

Und er reckte den Kopf noch etwas mehr vor, so daß er nach den Beinen auch den Leib sah.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich ein Bogenschütze der schottischen Garde, der hereingekommen war.

Nur schien der neue Ankömmling im Zimmer eben so fremd zu sein, wie er selbst es gestern gewesen; auch er hob die Vorhänge und die Teppiche der Tische in die Höhe, aber da ihm Nichts von alle dem eine sichere Zufluchtsstätte zu verheißen schien, so näherte er sich dem Bett, und da er wie der Prinz das Versteck für gut hielt, so schlüpfte er hinab, aber auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen, wo Herr von Condé selbst so eben hinabgeschlüpft war.

Ehe jedoch der Schotte Zeit hatte sichs unter dem Bett bequem zu machen, verspürte er die Spitze eines Dolchs an seinem Herzen, während eine Stimme ihm ins Ohr sagte:

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, noch welche Absicht Euch hierher führt, aber kein Wort, keine Bewegung, sonst seid Ihr ein Mann des Todes."

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, noch welche Absicht Euch hierher führt," antwortete der neue Ankömmling im gleichen Ton, „aber ich nehme von Niemand Bedingungen an: stoßet also immerhin zu, wenn es Euch gut dünkt; Euer Dolch ist am rechten Platz, ich fürchte den Tod nicht."

„Ah, ah!" sagte der Prinz, „Ihr scheint mir ein tapferer Mann zu sein, und die Tapfern sind mir immer willkommen. Ich bin der Prinz Ludwig von Condé, mein Herr, und stecke meinen Dolch

wieder in die Scheide. Ich hoffe, daß Ihr jetzt dasselbe Vertrauen gegen mich zeigen und mir sagen werdet, wer Ihr seid."

„Ich bin Schotte, gnädigster Herr, und heiße Robert Stuart."

„Dieser Name ist mir unbekannt, mein Herr."

Der Schotte schwieg.

„Würde es Euch gefallen," fuhr der Prinz fort, „mir zu sagen, in welcher Absicht Ihr in dieses Zimmer kommt und warum Ihr Euch unter dieses Bett versteckt habt?"

„Ihr seid mir mit dem Beispiel des Vertrauens vorangegangen, gnädigster Herr; es wäre Euer würdig fortzufahren und mir zu sagen, in welcher Absicht Ihr selbst hier seid."

„Wahrhaftig, das ist leicht," sagte der Prinz, indem er sich bequemer legte, „ich bin in Fräulein von St. André verliebt."

„In die Tochter des Marschalls?" fragte der Schotte.

„Just in diese, mein Herr. Da ich nun auf indirectem Weg in Erfahrung gebracht, daß sie heute Abend ihrem Geliebten hier ein Stelldichein gegeben, so habe ich die strafbare Neugierde gehabt, den glücklichen Sterblichen erfahren zu wollen, welcher die Gunst des ehrsamen Fräuleins genießt, und habe mich unter dieses Bett gesteckt, wo ich mich, ehrlich gestanden, nicht ganz behaglich fühle. Sprecht jetzt Ihr, mein Herr."

„Gnädigster Herr, man soll nicht sagen, daß ein Unbekannter einem Prinzen weniger Vertrauen schenke, als dieser Prinz einem Unbekannten ge-

schenkt hat: Ich bin es, der vorgestern und gestern an den König geschrieben hat."

„Ah, zum Henker! und der die Fensterscheiben des Marschalls von St. André als Briefpost benützte?"

„Ich bin derselbe."

„Entschuldigt," sagte der Prinz, „aber dann..."

„Was, gnädigster Herr?"

„Wenn ich mich recht erinnere, so habt Ihr in diesem Brief, wenigstens im ersten, den König bedroht?"

„Ja, gnädigster Herr, für den Fall, daß er dem Rath Dubourg seine Freiheit nicht wieder schenke."

„Und um Eurer Drohnng mehr Gewicht zu geben, sagtet Ihr, daß Ihr es gewesen seid, der den Präsidenten Minard getödtet habe?" fragte der Prinz, dem es bei dieser unmittelbaren Nachbarschaft mit einem Manne, der einen solchen Brief geschrieben hatte, nicht ganz wohl zu Muthe war.

„Allerdings, gnädigster Herr, bin ich es, der den Präsidenten Minard getödtet hat," antwortete der Schotte, ohne daß man seiner Stimme das mindeste Beben anmerkte.

„Würdet Ihrs vielleicht gar wagen dem König Gewalt anzuthun?"

„Ich bin in dieser Absicht hieher gekommen."

„In dieser Absicht!" rief der Prinz, welcher vergaß, wo er sich befand und wie gefährlich es für ihn war gehört zu werden.

„Ja, gnädigster Herr, aber ich möchte Euer Hoheit zu bemerken geben, daß sie etwas laut

spricht, und daß unsere gegenseitige Stellung uns die Verpflichtung auferlegt leise zu sprechen."

„Ihr habt Recht," sagte der Prinz. „Ja bei Gott, mein Herr, laßt uns leise sprechen, denn wir reden von Dingen, die in einem Palast wie der Louvre übel klingen."

Und er fuhr wirklich mit gedämpfter Stimme fort:

„Zum Henker, es ist ein großes Glück für Seine Majestät, daß ich mich am bestimmten Platz eingefunden habe, obschon ich in einer ganz andern Absicht gekommen bin."

„Ihr gedenket Euch also meinem Plane zu widersetzen?"

„Ich glaube es wohl. Was fällt Euch denn ein? Ihr wollt Euch an einem König vergreifen, damit ein Rath nicht verbrannt werden solle."

„Dieser Rath, gnädigster Herr, ist der rechtschaffenste Mann auf Erden."

„Gleichviel!"

„Dieser Rath, gnädigster Herr, ist mein Vater."

„Ah! das ist etwas Anderes. Nun denn, dann ist es ein großes Glück, nicht mehr für den König, sondern für Euch, daß ich Euch getroffen habe."

„Warum?"

„Ihr werdet es sogleich sehen ... Verzeiht, hab ich nicht Etwas gehört? ... Nein, ich täuschte mich. Ihr fragtet mich, warum es ein großes Glück sei, daß ich Euch getroffen habe?"

„Ja."

„Das will ich Euch sagen: vor allen Dingen

müßt Ihr mir bei Eurer Ehre schwören, daß Ihr kein Attentat auf den König machen wollt."

„Nie!"

„Aber wenn ich Euch mein prinzliches Wort verpfände, daß ich die Begnadigung des Rathes auswirken werde?"

„Wenn Ihr Euer Wort verpfändet, gnädigster Herr?"

„Ja."

„Dann werde ich wie Ihr sagen: das ist etwas Anderes."

„Nun wohl, so wahr ich ein Edelmann bin, ich werde mein Möglichstes thun, um Herrn Dubourg zu retten."

„Nun wohl, so wahr ich Robert Stuart heiße, gnädigster Herr, wenn der König Euch diese Gnade bewilligt, so wird der König mir heilig sein."

„Zwei Männer von Ehre brauchen blos ein Wort auszutauschen; unser Wort ist ausgetauscht, mein Herr, sprechen wir von etwas Anderem."

„Ich glaube, gnädigster Herr, daß es besser wäre, wenn wir gar nicht sprächen."

„Habt Ihr ein Geräusche gehört?"

„Nein, aber jeden Augenblick könnte . . ."

„Bah! Sie werden Euch wohl noch Zeit lassen mir zu sagen, wie Ihr hiehergekommen seid."

„Das ist ganz einfach, gnädigster Herr: ich bin mit Hilfe dieser Verkleidung in den Louvre gelangt."

„Ihr seid also kein Bogenschütze?"

„Nein, ich habe das Costüm von einem meiner Freunde entlehnt."

„Da habt Ihr Eurem Freunde einen schönen Streich gespielt."

„Ich hätte erklärt, daß ich ihm das Costüm gestohlen habe."

„Und wenn Ihr den König getödtet hättet, ohne Zeit zu dieser Erklärung gehabt zu haben?"

„Dann hätte man in meiner Tasche ein Papier gefunden, das seine Unschuld darthat."

„Nun ich sehe, daß Ihr ein Mann von Ordnung seid, aber dieß Alles erklärt mir noch nicht, wie Ihr hiehergekommen seid, und warum Ihr Euch unter das Bett in diesem Zimmer versteckt habt, das Seine Majestät vielleicht nicht viermal im Jahre betritt."

„Weil Seine Majestät heute Nacht hieher kommt, gnädigster Herr."

„Ihr seid dessen gewiß?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Aber woher wißt Ihr es? Bitte, sagt mir das."

„Vor einem Augenblick stand ich in einem Corridor."

„In welchem?"

„Ich weiß es nicht, ich komme zum ersten Mal in den Louvre."

„Nun wahrhaftig, für das erste Mal wißt Ihr Euch recht wohl zu behelfen."

„Also Ihr waret in einem Corridor."

„Ich steckte hinter dem Thürvorhang eines unbeleuchteten Zimmers, als ich zwei Schritte von mir zischen hörte. Ich lauschte und hörte folgende Worte, die zwei Damen zu einander sprachen:

„„Es bleibt also für heute Abend ausgemacht, nicht wahr?"'

„„Ja."'

„„Im Saal der Verwandlungen?"'

„„Ja."'

„„Schlag ein Uhr wird der König dort erscheinen. Ich will den Schlüssel hineinstecken."'

„Ihr habt das gehört!" rief der Prinz, der abermals vergaß, wo er sich befand, und seiner Stimme eine furchtbare Gewalt gab.

„Ja, gnädigster Herr," antwortete der Schotte; „was sollte ich sonst in diesem Zimmer thun?"

„Das ist richtig," sagte der Prinz.

Dann murmelte er bei Seite:

„Oh! es war der König!"

„Ihr sagt, gnädigster Herr?" fragte der Bogenschütze in der Meinung, diese Worte seien an ihn gerichtet.

„Ich frage Euch, mein Herr, wie Ihr es angestellt habt, um dieses Zimmer zu finden, da Ihr ja selbst gesteht, daß Ihr im Louvre nicht bekannt seid?"

„Oh, das war ganz einfach, gnädigster Herr, ich habe den Thürvorhang halb geöffnet und der Person nachgeschaut, die den Schlüssel hineinstecken sollte. Als sie dieß gethan hatte, ging sie ihres Wegs weiter und verschwand am Ende des Corridors. Jetzt wollte ich mich herauswagen, als ich Tritte herankommen hörte; ich verbarg mich wieder hinter meiner Tapisserie, und ein Mann ging in der Dunkelheit an mir vorüber; als er vorüber war, verfolgte ich ihn gleichfalls mit den Augen

und sah, daß er vor der Thüre dieses Zimmers stehen blieb, sie aufstieß und hineintrat. Da sagte ich zu mir: dieser Mann ist der König. Ich nahm mir nur noch Zeit meine Seele Gott zu befehlen. Ich schlug den Weg ein, welchen mir die Frau und der Mann nach einander angezeigt hatten. Ich fand nicht nur den Schlüssel in der Thüre, sondern auch die Thüre halb offen; ich stieß sie auf und ging hinein; als ich Niemand sah, glaubte ich mich getäuscht zu haben, und dachte, der Mann, der offenbar im Louvre wohl bekannt war, sei in ein benachbartes Zimmer getreten. Ich suchte einen Platz, um mich zu verstecken. Ich sah ein Licht . . . Das Uebrige wißt Ihr, gnädigster Herr."

„Ja bei Gott, ich weiß es, aber . . ."

„Stille, gnädigster Herr."

„Warum?"

„Dießmal kommt man."

„Ich habe Euer Wort, mein Herr."

„Und ich das Eurige, gnädigster Herr."

Die Hände der beiden Männer berührten sich.

Ein leichter Tritt, ein Frauentritt berührte schüchtern den Teppich.

„Fräulein von St. André," sagte der Prinz ganz leise, „hier, zu meiner Linken."

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre am andern Ende des Zimmers, und ein junger Mensch, beinahe noch ein Kind, trat ein.

„Der König!" sagte der Schotte ganz leise, „hier zu meiner Rechten."

„Ha, bei Gott," murmelte der Prinz, „ehrlich gestanden, ich hätte an ihn nicht gedacht."

III.

Die Porten der Königin-Mutter.

Das mit braunen Stoffen ausgelegte und mit dunklem eichenem Getäfel eingefaßte Zimmer, welches Catharina von Medici im Louvre bewohnte, so wie das lange Trauerkleid, das sie als Wittwe von etlichen Monaten in diesem Augenblick und überdieß für den Rest ihres Lebens trug, machten auf den ersten Blick einen traurigen Eindruck; aber man brauchte nur über den Thronhimmel, unter welchem sie saß, hinaufzuschauen, um sich zu überzeugen, daß man sich in keiner Todtenstadt befand.

In der That strahlte über diesem Thronhimmel ein Regenbogen, von einer griechischen Devise eingefaßt, welche der König seiner Schwiegertochter gegeben hatte, und die sich, wie wir schon anderwärts gesagt zu haben glauben, mit den Worten wieder geben ließ: Ich bringe das Licht und die Heiterkeit.

Wenn übrigens dieser Regenbogen als eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, zwischen einer Trauer und einem Freudenfest nicht genügt hätte den Fremden aufzuheitern, der plötzlich in dieses Zimmer gerathen wäre, so hätte er blos seine Augen unter den Thronhimmel zu senken gebraucht, um das wahrhaft schöne Geschöpf, das in diesem Lehnstuhl saß und Catharina von Medici hieß, umgeben von sieben jungen Damen, welche man die königliche Plejade nannte, anzuschauen.

Im Jahr 1519 geboren, ging Lorenz's Tochter

bereits in ihr vierzigstes Jahr, und wenn die Farbe ihrer Kleider den Tod in seiner ganzen kalten Strenge vor Augen führte, so enthüllten ihre lebhaften, durchdringenden, von beinahe übernatürlichem Glanz strahlenden Augen das Leben in seiner ganzen Kraft und Schönheit. Ueberdieß die elfenbeinerne Weiße ihrer Stirne, der Glanz ihres Teints, die Reinheit, der Adel, die Strenge ihrer Gesichtszüge, die Unbeweglichkeit ihrer Physiognomie, wogegen die Beweglichkeit ihrer Augen unaufhörlich contrastirte, alles das machte diesen Kopf zur Maske einer römischen Kaiserin; vom Profil gesehen, mit dem festen Auge und den unbeweglichen Lippen hätte man sie für eine antike Camee gehalten.

Gleichwohl hatte diese gewöhnlich düstere Stirne sich so eben aufgeklärt; diese meist unbeweglichen Lippen hatten sich so eben halb geöffnet und bewegt, und als die Frau Admiralin eintrat, hatte sie Mühe einen Ausruf der Ueberraschung zurückzuhalten, weil sie diese sonst so ernsthafte Frau lächeln sah.

Aber sie errieth bald, woher der Wind wehte.

Bei der Königin befand sich der hochwürdigste Herr Cardinal von Lothringen, Erzbischof von Reims und von Narbonne, Bischof von Metz, von Toul und von Verdun, von Therouanne, von Luçon, von Valence, Abt von Saint-Denis, von Fecamp, von Cluny, von Marmoutiers u. s. w.

Der Cardinal von Lothringen, mit dem wir uns schon beinahe so oft wie mit der Königin Catharina selbst beschäftigt haben, da er in der Ge-

schichte des Ausgangs des XVI. Jahrhunderts eine sehr bedeutende Stelle einnimmt; dieser Cardinal von Lothringen, der zweite Sohn des Herzogs von Guise, der Bruder des Benarbten, der Mann, über welchen sich alle in Frankreich bekannten und unbekannten geistlichen Gnaden zugleich ergossen, der Mann endlich, der, als er im Jahr 1548 nach Rom geschickt wurde, durch seine Tugend, seine Schönheit, seine Anmuth, seinen majestätischen Wuchs, seinen prächtigen Aufzug, seine leutseligen Manieren, seinen Geist, seine Liebe zur Wissenschaft, in der ewigen Stadt den größten Eindruck hervorgebracht hatte, war ein Jahr zuvor von dem Papst Paul III. mit dem römischen Purpur beehrt worden.

Er war im Jahr 1525 geboren und zählte also in dem Zeitpunkt, wo wir jetzt angelangt sind, vierunddreißig Jahre. Er war ein verschwenderischer, prachtliebender, stolzer Cavalier und sagte, wie seine Gevatterin Catharina, wenn man ihm die Erschöpfung der Finanzen vorhielt: „Man muß Gott um Alles loben; aber man muß leben."

Seine Gevatterin Catharina, da wir ihr diesen vertrauten Namen einmal gegeben haben, war wirklich in der vollen Bedeutung des Wortes seine Gevatterin; sie würde damals keinen Schritt gethan haben, ohne den Herrn Cardinal von Lothringen zu Rath zu ziehen. Diese Vertraulichkeit erklärt sich durch die Herrschaft, welche der Cardinal über die Königin-Mutter ausübte, und gibt den Schlüssel zu der unbeschränkten Macht der absoluten Gewalt des Hauses Lothringen am französischen Hof.

Als daher die Frau Admiralin den Cardinal

von Lothringen auf den Lehnstuhl Catharina's gestützt sah, da erklärte sie sich das Lächeln der Königin-Mutter: „Ohne Zweifel hatte der Cardinal mit dem feinen Spott, dessen Gabe er im höchsten Grade besaß, irgend Etwas erzählt."

Die andern Personen, welche die Königin-Mutter umgaben, waren Franz von Guise und der Prinz von Joinville, sein Sohn, der Verlobte des Fräuleins von St. André; der Marschall von St. André selbst; der Prinz von Montpensier, seine Frau, Jacobine von Ungarn, so berühmt durch ihren Einfluß auf Catharina von Medici, und der Prinz de la Roche-sur-Yon.

Hinter ihnen der junge Herr von Bourdeilles (Brantome), Ronsard, Baïf, ein guter Kerl, aber schlechter Poet, sagt der Cardinal Duperron-Daurat; ein Schöngeist, abscheulicher Poet und Pindar Frankreichs, sagen seine Zeitgenossen.

Dann Remi Belleau, weniger bekannt durch seine schlechte Uebersetzung Anakreons und sein Gedicht über die Verschiedenheit der Edelsteine, aber berühmt durch sein frisches Lied auf den Monat April; Pontus von Thiard, Mathematiker, Philosoph, Theolog und Dichter, derselbe der, wie Ronsard sagt, die Sonnette in Frankreich einführte; Jodelle, Verfasser der Cleopatra, der ersten französischen Tragödie — Gott vergebe ihm im Himmel, wie wir ihm auf Erden vergeben! — Verfasser der Dido, der zweiten Tragödie, der Comödie Eugen, so wie einer Masse von Sonnetten, die damals sehr im Schwung waren, unserer Epoche aber unbekannt sind, kurz die ganze Plejade, mit Aus-

nahme von Clemens Marot, der 1544 starb, und Joachim von Bellay, welchen Margareth von Navarra den französischen Ovid nannte.

Was am heutigen Abend all diese Poeten, die gewöhnlich ihre eigene Gesellschaft unter sich nicht sehr suchten, bei der Königin-Mutter zusammenführte, das war der Unfall, welcher Tags zuvor der jungen Königin Maria Stuart zugestoßen war.

Es war wenigstens der Vorwand, den Jeder ergriffen hatte, denn, die Wahrheit zu sagen, die Schönheit, die Jugend, die Anmuth, der Geist der jungen Monarchin traten in ihren Augen vor der Majestät und Allmacht der Königin-Mutter gänzlich in den Hintergrund. Nach einigen alltäglichen Beileidsbezeugungen über ein Ereigniß, das jedoch so furchtbare Folgen, nämlich den Verlust eines Thronerben nach sich führen konnte, hatte man die Ursache des Besuches vergessen, um nur noch der Gnaden, Gunstbezeugungen und Wohlthaten zu gedenken, welche man für die Seinigen oder sich selbst erbitten wollte.

Man hatte sogar von den beiden Drohbriefen gesprochen, die dem König Schlag auf Schlag durch die Fenster des Marschalls von St. André hereingeworfen worden; aber die Unterhaltung hatte, wie es scheint, kein genügendes Interesse dargeboten und von selbst aufgehört.

Bei der Ankunft der Admiralin runzelten sich all diese lächelnden Gesichter wieder, und das bisher heitere Geplauder wurde auf einen Augenblick kalt und ernsthaft. Es war, als wäre ein Feind in ein Lager von Verbündeten gekommen. In der That

stand die Frau Admiralin von Coligny durch ihre religiöse Strenge den sieben Sternen, die Catharina umgaben, im Wege. Gleich den sieben Töchtern des Atlas, fühlten sich diese glänzenden Sternbilder unbehaglich gegenüber dieser unerschütterlichen Tugend, die man so oft anzugreifen gesucht hatte und die man verläumden mußte, weil es unmöglich war ihr in Wahrheit etwas Böses nachzusagen.

Inmitten dieses so bedeutungsvollen Schweigens, das sie indessen nicht zu beachten schien, küßte die Admiralin der Königin Catharina die Hand und setzte sich dann auf ein Tabouret, wo sie den Prinzen von Joinville zu ihrer Rechten, den Prinzen de la Roche-sur-Yon zu ihrer Linken hatte.

„Nun wohl, meine Herrn vom Parnassus," sagte Catharina, nachdem die Admiralin sich gesetzt hatte, „sollte Uns denn keiner von Euch irgend ein neues Lied, ein neues Triolet oder ein gutes Epigramm zum Besten zu geben wissen? He da, Maestro Ronsard, monsou Jodelle, monsou Remi Belleau, an Euch ist es die Kosten der Unterhaltung zu tragen; ein schönes Verdienst Vögel bei sich zu haben, wenn diese Vögel nicht singen! Herr Peter von Bourdeilles hat uns so eben mit einer schönen Erzählung erfreut; belustiget Ihr uns mit einer schönen Poesie."

Die Königin sagte diese Worte mit jener halbfranzösischen halb italienischen Aussprache, die ihrer Unterhaltung einen so pikanten Zauber verlieh, wenn sie heiter war, die aber dennoch gleich der Sprache Dantes einen so furchtbaren Ton anzunehmen wußte, wenn diese Unterhaltung sich verdüsterte.

Und da Catharinas Blick auf Ronsard haften geblieben war, so trat er jetzt vor, um dem Aufruf Folge zu leisten.

„Huldreiche Königin," sprach er, „Alles was ich gemacht habe ist zur Kenntniß Eurer Majestät gekommen, und das was Ihr nicht kennt möchte ich Euch nicht mitzutheilen wagen."

„Und warum Das, Maestro?" fragte Catharina.

„Nun, weil es Liebesverse für die Damen sind und weil Eure Majestät zu große Ehrfurcht gebietet, als daß man es wagen könnte in Ihrer Gegenwart die Liebesliedchen der Schäfer von Knidus und Cythere zu singen."

„Bah!" sagte Catharina, „bin ich nicht aus dem Lande Petrarcas und Boccaccios? Sprecht, sprecht, Meister Peter, wenn nämlich die Frau Admiralin es erlaubt."

„Die Königin ist hier wie überall Königin; sie gibt ihre Befehle, und ihre Befehle werden befolgt," antwortete die Admiralin, sich verneigend.

„Ihr seht, Maestro," sagte Catharina, „Ihr habt alle Freiheit. Wohlan denn! Wir hören Euch."

Ronsard trat einen Schritt vorwärts, fuhr mit der Hand in seinen schönen blonden Bart, schlug seine sanfternsten Augen zum Himmel auf, um sich das Gedächtniß von da zu erbitten von wo er die Begeisterung suchte, und sagte mit bezaubernder Stimme ein Liebeslied, um das ihn mehr als einer unserer zeitgenössischen Dichter beneiden würde.

Nach ihm trug Remi Belleau auf Verlangen der Königin Catharina eine Villanelle über die

Klagen eines Turteltaubers um sein Täubchen vor. Es war eine Bosheit gegen die Admiralin von Coligny, welche von den bösen Zungen am Hof einer zärtlichen Neigung gegen den Marschall von Strozzi beschuldigt wurde, der im vorhergehenden Jahr bei der Belagerung von Thionville durch einen Musketenschuß getödtet worden war.

Die Versammlung klatschte in die Hände zur großen Verlegenheit der Admiralin, die trotz all ihrer Selbstbeherrschung nicht verhindern konnte, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg.

Als die Ruhe ein wenig hergestellt war, wurde Peter von Bourdeilles, Herr von Brantome, aufgefordert einige seiner galanten Anekdoten zu erzählen, die mit einem allgemeinen tollen Gelächter endigten; man drehte und krümmte sich, man klammerte sich an den Nachbar an, um nicht zu fallen. Alle schrien laut auf vor Lachen, Thränen kamen in Aller Augen, Alle zogen ihre Schnupftücher heraus und riefen:

„Oh genug, Herr von Brantome, bitte, genug, genug!"

Die Frau Admiralin war wie die Andern von dem unwiderstehlichen Nervenkrampf ergriffen worden, den man Lachen nennt, und wie die Andern hatte sie unter einer Menge krampfhafter Bewegungen ihr Schnupftuch aus der Tasche gezogen.

Nun geschah es, daß sie beim Herausziehen ihres Schnupftuchs zu gleicher Zeit das Billet herauszog, das sie Dandelot bringen sollte.

Nur fiel, während sie das Schnupftuch an ihre Augen führte, das Billet zur Erde.

Der Prinz von Joinville saß, wie wir gesagt haben, neben der Admiralin. Während er lachte, sich zurückwarf und sich die Seiten hielt, sah der junge Prinz das Billet, ein parfümirtes, zusammengelegtes, seidenweiches, ein wahres Billet-doux aus der Tasche der Admiralin fallen.

Herr von Joinville hatte wie die Andern sein Schnupftuch herausgezogen. Er ließ es auf das Billet fallen und hob dann Billet und Schnupftuch zugleich auf.

Nachdem er sich versichert hatte, daß ersteres im letzteren enthalten war, steckte er das Ganze in seine Tasche, mit dem Vorbehalt das Billet zur geeigneten Zeit zu lesen.

Diese geeignete Zeit war der Weggang der Frau Admiralin.

Wie bei allen Paroxismen der Freude, des Schmerzes oder des Lachens, folgten auch auf diese lärmenden Ausbrüche der königlichen Gesellschaft einige Minuten Stille, während deren es zwölf Uhr schlug.

Dieser Schlag der Uhr und diese Stunde der Nacht erinnerten die Admiralin daran, daß es Zeit war das Billet an Dandelot zurückzugeben und ins Hotel Coligny zurückzukehren. Sie stöberte in ihrer Tasche um das Billet zu suchen. Es war nicht mehr vorhanden. Sie durchsuchte alle ihre Taschen nach einander, ihren Beutel, ihre Brust: Alles vergebens. Das Billet war verschwunden, entwendet oder verloren, höchst wahrscheinlich das Letztere.

Die Admiralin hielt noch ihr Schnupfuch in der

Hand. Auf einmal kam ihr die Idee, daß sie beim Herausziehen desselben das Billet herausgeworfen habe.

Sie sah auf den Boden: es war nicht mehr da. Sie rückte ihren Stuhl: kein Billet.

Die Admiralin fühlte, daß sie ihre Farbe wechselte.

Herr von Joinville, der das ganze Treiben beobachtete, konnte nicht mehr an sich halten.

„Was habt Ihr denn, Frau Admiralin?" fragte er. „Man sollte meinen, Ihr suchet Etwas."

„Ich? nein ... ja ... Nichts ... Nichts ... Ich habe Nichts verloren," stammelte die Admiralin, indem sie sich erhob.

„Oh mein Gott, liebe Freundin," fragte Catharina, „was ist Euch denn? Ihr werdet ja feuerroth."

„Ich fühle mich unwohl," antwortete die Admiralin beunruhigt, „und mit Eurer Majestät Erlaubniß will ich mich entfernen."

Catharina begegnete dem Blick des Herrn von Joinville und begriff, daß sie der Admiralin volle Freiheit geben mußte.

„Oh, liebe Freundin," sagte sie zu ihr, „Gott behüte mich davor, daß ich Euch zurückhalten sollte, während Ihr leidend seid. Geht nach Hause zurück und pfleget Eurer Gesundheit, die uns Allen so theuer ist."

Die Admiralin verneigte sich halb erstickend, ohne zu antworten, und trat ab.

Mit ihr gingen Ronsard, Baïf, Daurat, Jodelle, Thiard und Belleau, welche sie bis zu ihrer

Sänfte zurückbegleiteten, während die Dame beständig in ihren Taschen suchte. Als dann die sechs Poeten sahen, daß die Träger dem Hotel Coligny zugingen, begaben sie sich auf die Quais und von da unter Gesprächen über Rhetorik und Philosophie in die Rue des Fossés-Saint-Victor, wo das Haus Baïfs lag, eine Art vorzeitiger Academie, wo die Poeten sich an gewissen Tagen oder vielmehr in gewissen Nächten versammelten, um über Poesie oder irgend einen andern literarischen oder philosophischen Stoff zu verhandeln.

Lassen wir sie gehen — denn sie entfernen sich von dem Faden der uns in das Labyrinth politischer und verliebter Intriguen führt, auf das wir uns eingelassen haben, und kehren wir in Catharinas Salon zurück.

IV.

Mars und Venus.

Kaum war die Admiralin gegangen, so riefen Alle zusammen, da man nicht zweifelte, daß etwas Außerordentliches vorgegangen sei:

„Ei, was hatte denn die Frau Admiralin?"

„Fragt Herrn von Joinville," antwortete die Königin Mutter.

„Wie! Euch?" fragte der Cardinal von Lothringen.

„Sprecht, Prinz, sprecht!" riefen sämmtliche Damen.

„Wahrhaftig, meine Damen," antwortete der

Prinz, „ich weiß noch nicht was ich Euch sagen soll. Aber," fügte er, das Billet aus seiner Tasche ziehend, hinzu: „Dieß da wird für mich sprechen."

„Ein Billet!" rief man von allen Seiten.

„Ein Billet! ganz lau, parfümirt, satinirt, und aus welcher Tasche gefallen?"

„Oh, Prinz . . ."

„Rathet."

„Nein, sagt es sogleich."

„Aus der Tasche unserer gestrengen Feindin, der Frau Admiralin."

„Ah!" sagte Catharina, „deßhalb winktet Ihr mir, daß ich sie gehen lassen solle?"

„Ja, ich gestehe meine Indiscretion; es drängte mich den Inhalt zu erfahren."

„Und was steht darin?" fragte Catharina.

„Ich hätte es für eine Respectwidrigkeit gegen Eure Majestät gehalten, wenn ich dieses kostbare Billet vor Euch gelesen hätte."

„Nun, so gebt her, Prinz."

Und mit einer ehrerbietigen Verbeugung überreichte Herr von Joinville das Schreiben der Königin Mutter.

Man drängte sich um Catharina, die Neugierde siegte über die Ehrfurcht.

„Meine Damen," sagte Catharina, „es ist möglich, daß dieser Brief ein Familiengeheimniß enthält. Laßt mich ihn zuerst allein lesen, und ich verspreche Euch, daß ich, wenn er laut gelesen werden kann, Euch dieser Freude nicht berauben werde."

Man entfernte sich von Catharina: dadurch wurde

ein Leuchter frei, und die Königin Mutter konnte das Billet lesen.

Herr von Joinville folgte ängstlich den Bewegungen der Physiognomie Catharina's, und als diese vollendet hatte, sagte er:

„Meine Damen, die Königin will jetzt vorlesen."

„Wahrhaftig, Prinz, ich finde, daß Ihr Euch sehr beeilt. Ich weiß nicht, ob ich Euch auf solche Art die verliebten Geheimnisse meiner werthen Freundin, der Frau Admiralin, preisgeben darf."

„Es ist also wirklich ein Liebesbrief?" fragte der Herzog von Guise.

„So wahr ich lebe," antwortete die Königin; „urtheilet selbst, denn ich für meine Person glaube falsch gelesen zu haben."

„Und deßhalb werdet Ihr noch einmal lesen, nicht wahr, Madame?" sagte der Prinz von Joinville ungeduldig.

„Hört!" sprach Catharina.

Es entstand eine wunderbare Stille, in welcher man nicht einen einzigen Athemzug hörte, obschon etwa fünfzehn Personen da waren.

Die Königin las:

„Kommt gewiß Nachts ein Uhr ins Zimmer der Verwandlungen. Das Zimmer, wo wir uns in der letzten Nacht sahen, liegt zu nahe bei der Wohnung der beiden Königinnen. Unser Vertrauter, dessen Treue Ihr kennt, wird dafür sorgen, daß die Thüre offen bleibt."

Es war nur ein Schrei des Erstaunens.

Es war ein Rendezvous, ein ganz förmliches

Rendezvous; — ein Rendezvous, das die Admiralin gab, denn das Billet war aus ihrer Tasche gefallen.

Also war der Besuch der Admiralin bei der Königin Catharina blos ein Vorwand, um in den Louvre zu gelangen, und da Dandelot die Wache hatte, so hoffte die Admiralin, die ohne Zweifel auf ihren Schwager zählen durfte, nach Belieben wieder hinauskommen zu können.

Aber wer mochte der Mann sein?

Man ließ sämmtliche Freunde der Admiralin, einen um den andern, Revue passiren, aber Frau von Coligny führte ein so strenges Leben, daß man nicht wußte, bei wem man stehen bleiben sollte.

Man verdächtigte zuletzt Dandelot selbst, so leicht war der Verdacht an diesem verdorbenen Hofe.

„Ei,“ sagte der Herzog von Guise, „es gibt ja ein höchst einfaches Mittel den Galan kennen zu lernen.“

„Welches?“ fragte man von allen Seiten.

„Das Rendezvous ist für heute Nacht?“

„Ja,“ sagte Catharina.

„Im Zimmer der Verwandlungen?“

„Ja.“

„Nun wohl, dann muß man es den Liebenden gerade so machen, wie die Götter des Olymps es Mars und Venus machten.“

„Man muß sie während ihres Schlafs besuchen!“ rief Herr von Joinville.

Die Damen schauten sich an. Sie hätten den Vorschlag von Herzen gern mit einstimmigem Bei-

fallsgeschrei aufgenommen, aber sie wagten es nicht ihr Verlangen zu gestehen.

Es war halb ein Uhr. Man mußte noch eine halbe Stunde warten, und mit übeln Nachreden über seinen Nebenmenschen geht eine halbe Stunde schnell hin.

Man zog über die Admiralin los, man malte sich zum Voraus ihre Beschämung aus, und die halbe Stunde ging vorüber.

Aber Niemand war entzückter als Catharina, welche die Idee ganz vortrefflich fand, ihre theure Freundin, die Admiralin, auf der That zu ertappen.

Es schlug ein Uhr.

Jedermann klatschte in die Hände, mit solcher Ungeduld wurde die Stunde erwartet.

„Wohlan,“ sagte der Prinz von Joinville, „laßt uns aufbrechen.“

Aber der Marschall von St. André hielt ihn auf.

„Oh, unvorsichtige Jugend!“ sagte er.

„Habt Ihr eine Einwendung zu machen?“ fragte Herr de la Roche-sur-Yon.

„Ja,“ sagte der Marschall.

„In diesem Fall höret sie an,“ versetzte Catharina, „und zwar mit Andacht, meine Herrn. Unser Freund, der Marschall, besitzt eine große Erfahrung in allen Dingen und ganz besonders in solchen Angelegenheiten.“

„Nun wohl,“ sagte der Marschall, „ich wollte, um die Ungeduld meines Schwiegersohns, des Herrn von Joinville, zu zügeln, blos so viel sagen, daß man sich zuweilen auch nicht ganz pünktlich beim

Rendezvous einstellt, und daß unser Plan leicht scheitern könnte, wenn wir allzu bald kämen."

Man fügte sich in diesen klugen Rath des Marschalls, und Alle stimmten mit der Königin Catharina dahin überein, daß er ein vollendeter Meister in solchen Dingen sei.

Es wurde also ausgemacht noch eine halbe Stunde zu warten.

Sie verfloß.

Aber jetzt war die Ungeduld so hoch gestiegen, daß selbst die weisesten Bemerkungen, die der Marschall von St. André hätte machen können, nicht gehört worden wären.

Er machte deßhalb auch keine mehr, sei es nun daß er ihre gänzliche Nutzlosigkeit begriff, oder daß er die Stunde zur Unternehmung der Expedition wirklich gekommen glaubte.

Nichts desto weniger versprach er der lustigen Bande bis an die Thüre mitzugehen und dort das Ergebniß abzuwarten.

Es wurde beschlossen, daß die Königin Mutter sich in ihr Schlafzimmer begeben und der Prinz von Joinville ihr dort über sämmtliche Vorgänge Bericht erstatten solle.

Nachdem alle Förmlichkeiten festgesetzt waren, nahm Jeder eine Kerze in die Hand. Der junge Herzog von Montpensier und der Prinz de la Roche-sur-Yon nahmen ihrer zwei, und der Zug setzte sich mit Herrn von Guise an der Spitze feierlich in Bewegung nach dem Saal der Verwandlungen.

Vor der Thüre hielt man an, und Jedermann drückte sein Ohr an das Schloß.

Nicht das mindeste Geräusch war hörbar.

Man erinnerte sich, daß man auf dieser Seite noch durch ein Vorzimmer vom Saal der Verwandlungen getrennt war.

Der Marschall von St. André wollte sachte die Thüre dieses Vorzimmers aufstoßen, allein sie widerstand.

„Teufel!“ sagte er, „an das haben wir nicht gedacht: die Thüre ist von innen geschlossen.“

„Stoßen wir sie ein,“ sagten die jungen Prinzen.

„Nur sachte, meine Herrn,“ mahnte Herr von Guise, „wir sind im Louvre.“

„Immerhin,“ antwortete der Prinz de la Roche-sur-Yon, „aber wir gehören auch zum Louvre.“

„Meine Herrn, meine Herrn,“ drängte der Herzog, „wir wollen einen Scandal ans Licht bringen, rechtfertigen wir ihn nicht durch einen andern.“

„Es ist wahr,“ sagte Brantome, „der Rath ist gut. Ich habe eine schöne und rechtschaffene Dame gekannt . . .“

„Herr von Brantome,“ sagte der Prinz von Joinville lachend, „wir machen in diesem Augenblick Geschichte und erzählen nicht. Findet uns ein Mittel hineinzukommen, so gibt das ein neues Capitel zu Euern galanten Damen.“

„Nun wohl,“ sagte Herr von Brantome, „macht es wie man es beim König macht: kratzet leise an der Thüre, so wird man Euch vielleicht öffnen.“

„Herr von Brantome hat Recht,“ sagte der Prinz von Joinville. „Kratzet, Schwiegervater, kratzet.“

Der Marschall von St. André kratzte.

Ein Bedienter, der im Vorzimmer wachte oder vielmehr schlief und von dem ganzen, so eben mitgetheilten Gespräch Nichts gehört hatte, da dasselbe leise geführt worden, wachte auf, und in der Meinung, es sei Lanoue, die nach ihrer Gewohnheit Fräulein von St. André wieder abholen wolle, öffnete er die Thüre halb und fragte, sich die Augen reibend:

„Was gibt's?"

Der Marschall von St. André stellte sich hinter die Thüre, und der Bediente sah sich dem Herzog von Guise gegenüber.

Als er alle diese Kerzen, alle diese vornehmen Herren und Damen, diese vor Vergnügen strahlenden Augen und spöttisch verzogenen Lippen sah, begann er an eine Ueberrumpelung zu glauben, und versuchte es die Thüre wieder zu schließen.

Allein der Herzog von Guise hatte als wahrer Städteeroberer bereits einen Fuß in das Vorzimmer gesetzt, und die Thüre, die sich wieder schließen sollte, prallte an seinem Lederstiefel ab.

Der Bediente drückte fortwährend aus Leibeskräften.

„He, Schlingel," sagte der Herzog, „mach einmal auf."

„Ach, gnädigster Herr," antwortete der arme Teufel, an allen Gliedern zitternd, als er den Herzog erkannte, „ich habe förmliche Befehle . . ."

„Ich kenne Deine Befehle, aber ich kenne auch das Geheimniß, das da innen vorgeht, und es ge-

schieht im Dienste und mit Beistimmung des Königs, wenn diese Herren und ich hineinwollen."

Er hätte hinzufügen können: diese Damen, denn fünf oder sechs neugierige Frauenzimmer folgten der Bande, ins Fäustchen lachend.

Der Bediente, der, wie Jedermann, die Herrschaft kannte, welche Herr von Guise am Hof ausübte, meinte in der That, es handle sich um eine zwischen dem Herzog und dem König ausgemachte Sache. Er öffnete zuerst das Vorzimmer, dann den Saal der Verwandlungen, indem er sich auf seine Zehen stellte, um von der drinnen aufgespielten Scene Etwas zu erhaschen.

Es war kein Eintritt, sondern ein wahrer Einbruch. Die Menge stürzte sich in's Zimmer wie eine steigende Fluth . . . .

V.

Wo Herr von Joinville genöthigt ist sein schlimmes Abenteuer zu erzählen.

„Ich glaube, gnädigster Herr," sagte Robert Stuart, indem er zuerst sein Versteck verließ, „daß Ihr keine sonderliche Ursache habt mit Seiner Majestät sehr zufrieden zu sein, und daß Ihr, wenn Seine Majestät Euch jetzt die Begnadigung Anne Dubourgs nicht bewilligt, keine so starken Einwendungen gegen meinen Plan mehr haben solltet."

„Ihr täuscht Euch, mein Herr," sagte der Prinz von Condé, indem er auf der entgegengesetzten

Seite hervorkam und sich wieder auf seine Beine stellte: „Hätte der König mich auch noch schwerer beschimpft, so ist er doch immerhin der König, und ich darf eine persönliche Beleidigung nicht am Haupte der Nation rächen."

„Die Vorgänge so eben ändern also Nichts an der Verpflichtung, die Ihr gegen mich übernommen habt, gnädigster Herr?"

„Ich habe Euch versprochen, mein Herr, beim Lever des Königs um die Begnadigung Anne Dubourgs zu bitten. Heute früh um acht Uhr werde ich im Louvre sein und um diese Begnadigung bitten."

„Offen gestanden, gnädigster Herr, glaubt Ihr, daß man sie Euch bewilligen wird?"

„Mein Herr," antwortete der Prinz von Condé mit ungemeiner Würde, „seid überzeugt, daß ich mir nicht die Mühe nehmen würde um diese Begnadigung zu bitten, wenn ich nicht so ziemlich sicher wäre sie zu erhalten."

„Es sei!" murmelte Robert Stuart mit einer Geberde, welche anzeigte, daß er nicht dasselbe Vertrauen hegte; „in einigen Stunden ist es Tag und dann werden wir sehen."

„Jetzt, mein Herr," sagte der Prinz, indem er um sich schaute, „handelt es sich darum, daß wir uns schnell und auf gescheidte Art davon machen. Euern beiden Episteln und der etwas ungewöhnlichen Art ihrer Beförderung haben wirs zu verdanken, daß die Thore des Louvre bewacht werden, wie wenn der Feind davor läge, und ich glaube,

daß es Euch, besonders in dieser Uniform, schwer werden dürfte vor morgen früh hinauszukommen. Ich ersuche Euch also wohl zu merken, daß ich, indem ich Euch mit mir nehme, sowohl Euch als Euern Freund, der Euch die Uniform geliehen hat, aus einem ziemlich schlimmen Handel ziehe."

„Gnädigster Herr, ich vergesse niemals weder das Gute noch das Böse."

„Glaubt, daß ich dieß durchaus nicht sage, um Euch Dankbarkeit zu empfehlen, sondern nur um Euch die Ehrlichkeit meiner Absichten zu beweisen und hierin ein Beispiel zu geben; denn Ihr werdet bemerken, daß ich Euch blos ganz einfach hier zu verlassen brauchte, um meines Eides entbunden zu sein, ohne mich gleichwohl dagegen verfehlt zu haben."

„Ich kenne die Biederkeit des Herrn Prinzen von Condé," antwortete der junge Mann mit einer gewissen Rührung, „und ich glaube, daß er sich über die meinige nicht zu beklagen haben wird. Von heute an bin ich Euch mit Leib und Seele ergeben. Wirkt die Begnadigung meines Vaters aus, so werdet Ihr keinen Diener haben, der so gerne wie ich für Euch stärbe."

„Ich glaube Euch, mein Herr," antwortete der Prinz von Condé, „und obschon die Ursache so wie die Art unseres Zusammentreffens höchst eigenthümlicher Art sind, so kann ich Euch doch nicht verhehlen, daß ich sogar für Eure That, so tadelnswerth sie jedem rechtschaffenen Menschen erscheinen muß, in Folge des Beweggrundes, der Euch dazu

trieb, eine gewisse Nachsicht, ja beinahe Sympathie hege. Nur müßt Ihr mir Etwas sagen, nämlich wie es kommt, daß Ihr einen schottischen Namen führet, während der Rath Anne Dubourg Euer Vater ist."

„Dieß ist ganz einfach, gnädigster Herr, wie alle Liebesgeschichten. Vor zweiundzwanzig Jahren war der Rath Anne Duburg achtundzwanzig alt; er machte eine Reise nach Schottland, um seinen Freund Johann Knox zu besuchen. Er lernte dort ein junges Mädchen aus Lothian kennen; dieß war meine Mutter. Erst nach seiner Rückkehr nach Paris erfuhr er, daß das junge Mädchen schwanger war. Da er niemals an ihrer Tugend gezweifelt hatte, so erkannte er das Kind, das sie gebar, an und empfahl es John Knox."

„Es ist gut, mein Herr," sagte der Prinz von Condé, „ich weiß, was ich wissen wollte. Beschäftigen wir uns jetzt mit unserm Hinauskommen."

Der Prinz ging voran und öffnete die Thüre des Saales der Verwandlungen halb. Der Gang war wieder dunkel und einsam geworden, sie gelangten also mit einer gewissen Sicherheit hinein. Als sie an das Thor des Louvre kamen, warf der Prinz seinen Mantel über die Schultern des Schotten und fragte nach Dandelot.

Dandelot kam.

Der Prinz erzählte ihm mit wenigen Worten, was vorgefallen war, aber blos was sich zwischen dem König, Fräulein von St. André und den unglückseligen Besuchen, welche das Paar im Schlafen

gestört, zugetragen hatte. Von Robert Stuart sagte er blos die fünf Worte:

„Dieser Herr ist bei mir."

Dandelot begriff, daß es für Condé höchst nothwendig war so schnell als möglich aus dem Louvre zu kommen. Er ließ eine besondere Thüre öffnen, und der Prinz und sein Begleiter befanden sich draußen.

Sie begaben sich eiligst nach dem Fluß, ohne ein einziges Wort zu sprechen; ein Beweis, daß sie Beide die Gefahr wohl zu würdigen wußten, der sie so eben entronnen waren.

Als sie ans Ufer kamen, fragte der Prinz den Schotten, wohin er gehe.

„Rechts, gnädigster Herr," antwortete dieser.

„Und ich links," sagte der Prinz. „Jetzt stellt Euch heute Abend um zehn Uhr vor St. Germain l'Auxerrois ein; ich hoffe, daß ich Euch gute Nachrichten mitzutheilen habe."

„Dank, gnädigster Herr," sagte der junge Mann, indem er sich respektvoll verbeugte, „und erlaubt mir, Euch zu wiederholen, daß ich Euch von Stund an mit Leib und Seele ergeben bin."

Damit ging Jeder seines Wegs.

Es schlug drei Uhr.

Just in demselben Augenblick wurde der Prinz von Joinville ins Schlafzimmer Catharina's von Medici eingeführt.

Wie kam der junge Prinz, obschon gegen seinen Willen, zu einer solchen Stunde ins Zimmer der Königin Mutter, und mit welchem Recht maßte sich der Neffe die Privilegien des Onkels an?

Wir wollen es sagen.

Der arme Prinz kam nicht aus freiem Willen und nicht mit freudigem Herzen.

Man höre was sich zugetragen hatte.

Bekanntlich war die Königin Mutter zu Hause geblieben und hatte erklärt, daß sie ins Bett gehen wolle, dort aber den Prinzen von Joinville erwarte, der ihr als erster Beförderer all dieses Skandals ausführlichen Bericht erstatten müsse.

Nun aber war der Prinz von Joinville in seiner Verblüfftheit über das Geschehene weniger als irgend ein anderer geneigt, sich zum Geschichtschreiber einer Katastrophe zu machen, worin seine eheliche Ehre schon vor seiner Verheirathung eine traurige Rolle spielte.

Ohne das gegebene Versprechen vergessen zu haben, hatte also der Prinz von Joinville ganz und gar keine Eile es zu erfüllen.

Aber Catharina erfreute sich nicht derselben Gleichgiltigkeit in Betreff des ihr noch unbekannten Geheimnisses. Sie hatte sich von ihren Frauen entkleiden lassen, war zu Bette gegangen, hatte alle ihre Leute mit Ausnahme ihrer vertrauten Kammerfrau verabschiedet und hatte gewartet.

Es hatte zwei Uhr geschlagen. Noch war keine Zeit verloren.

Dann schlug es ein Viertel auf drei, dann halbdrei, dann drei Viertel.

Als die Königin jetzt weder Onkel noch Neffen erscheinen sah, hatte sie die Geduld verloren, ihrer Kammerfrau gepfiffen (die Erfindung des Glöckchens geht blos zur Frau von Maintenon hinauf), und

befohlen, den Prinzen von Joinville zu suchen und todt oder lebendig herbeizubringen.

Man hatte den Prinzen in wichtiger Berathung mit dem Herzog Franz von Guise und dem Cardinal von Lothringen gefunden.

Es versteht sich von selbst, daß der Familienrath beschloß, eine Ehe zwischen dem Prinzen von Joinville und Fräulein von St. André sei durchaus unmöglich geworden.

Gegenüber dem von der Königin Mutter ertheilten Befehl zu ihr zu kommen, hatte es keine Ausflucht gegeben.

Der Prinz von Joinville war gesenkten Hauptes weggegangen und mit noch gesenkterem Haupte kam er an.

Der Herzog von Montpensier und der Prinz de la Roche-sur-Yon hatten sich unterwegs davon gemacht.

Wir werden später sehen, in welcher Absicht.

Catharina's Ungeduld stieg mit jeder Minute. Wenn die vorgerückte Stunde ihr den Schlaf gebot, so hielt der Gedanke, daß sie irgend ein lustiges Abenteuer zur Beschämung ihrer lieben Freundin, der Frau Admiralin, vernehmen werde, sie wach.

„Ist er's endlich?" sagte sie zu sich selbst.

Sobald dann der junge Mann sich zeigte, rief sie ihm ziemlich rauh entgegen:

„Ei so kommt doch, Herr von Joinville, ich erwarte Euch seit einer Stunde."

Der Prinz näherte sich dem Bett, eine Entschuldigung stammelnd, von welcher Catharina nur die Worte verstand:

„Euer Majestät mögen mir verzeihen."

„Ich werde Euch nicht verzeihen, monsou von Joinville," sagte die Königin Mutter mit ihrem florentinischen Accent, „außer wenn Eure Erzählung mich eben so sehr ergötzt, wie Euer langes Ausbleiben mich geärgert hat. Nehmt einen Stuhl und setzt Euch in meinen Bettgang. Ich sehe Euch an, daß außerordentliche Dinge sich zugetragen haben."

„Ja," murmelte der Prinz, „in der That sehr außerordentliche Dinge, auf die wir ganz und gar nicht gefaßt waren."

„Um so besser! um so besser!" rief die Königin Mutter, sich die Hände reibend: „erzählt mir Alles ganz ausführlich. Ich habe schon lange keinen solchen Stoff zur Heiterkeit mehr gehabt. Ach, monsou von Joinville, man lacht nicht mehr bei Hof."

„Das ist wahr, Madame," antwortete Herr von Joinville mit der Miene eines Leichenbitters.

„Nun wohl, wenn eine Gelegenheit kommt sich ein wenig lustig zu machen," fuhr Catharina fort, „so muß man ihr entgegengehen, statt sie entwischen zu lassen. Beginnet also Euere Geschichte, monsou von Joinville; ich höre, und verspreche Euch kein Wort zu verlieren."

Und in der That machte sichs Catharina in ihrem Bette recht bequem, um durch Nichts in dem Vergnügen gestört zu werden, das sie sich versprach. Dann wartete sie.

Aber für monsou von Joinville, wie Catharina sagte, war es schwer die Erzählung zu beginnen, und monsou von Joinville blieb stumm.

Die Königin Mutter glaubte Anfangs, der junge

Mann sammle seine Ideen; aber als sie sah, daß das Schweigen fortwährte, reckte sie ihren Kopf empor, ohne den übrigen Körper zu bewegen, und warf ihm einen unbeschreiblichen Blick dringender Frage zu.

„Nun wohl?" sagte sie.

„Nun wohl, Madame," antwortete der Prinz, „ich gestehe Euch, daß meine Verlegenheit groß ist."

„Eure Verlegenheit, warum?"

„Um Euer Majestät zu erzählen, was ich gesehen habe."

„Was habt Ihr denn gesehen, monsou von Joinville? Ich gestehe Euch, daß ich vor lauter Neugierde noch verrückt werde, ich habe lange genug gewartet," fuhr Catharina fort, indem sie ihre schönen Hände rieb; „aber es scheint, daß ich durchs Warten Nichts verloren haben werde. Wohlan denn .... es war also wirklich auf heute Nacht, denn Ihr erinnert Euch, lieber monsou von Joinville, daß das Billet, das Ihr mir zugestellt habt, die Worte: „heute Nacht" enthielt, aber kein Datum trug."

„Ja, Madame, es war für heute Nacht."

„Sie waren also im Saal der Verwandlungen?"

„Sie waren da."

„Alle beide?"

„Alle beide."

„Immer Mars und Venus? Ei so sagt mir doch, ich weiß wer Venus war; aber Mars?"

„Mars, Madame?"

„Ja, Mars ... ich weiß nicht, wer Mars war."

„In Wahrheit, Madame, ich frage mich, ob ich es Euch sagen soll.“

„Wie! ob Ihr mirs sagen sollt? Ich glaube wohl, daß Ihr mirs sagen müßt, und wenn Ihr Scrupel habt, so hebe ich sie. Also Mars! jung oder alt?“

„Jung!“

„Hübsch von Person?“

„Allerdings hübsch.“

„Von Qualität ohne Zweifel?“

„Von erster Qualität.“

„Oh, oh! Was sagt Ihr mir da, monsou von Joinville?“ fragte die Königin Mutter, indem sie sich aufsetzte.

„Die Wahrheit, Madame.“

„Nie! es ist nicht irgend ein blinder und unwissender Page?“

„Es ist kein Page.“

„Und dieser kühne junge Mensch,“ fragte Catharina, die ihrer Spottsucht nicht widerstehen konnte, „dieser kühne junge Mensch nimmt einen Rang bei Hofe ein?“

„Ja, Eure Majestät, sogar einen sehr hohen!“

„Einen sehr hohen?“

„Aber um Gotteswillen, sprecht doch, monsou von Joinville, man muß Euch ja die Worte entreißen, wie wenn es sich um ein Staatsgeheimniß handelte.“

„Es handelt sich auch um ein Staatsgeheimniß,“ sagte der Prinz.

„Oh dann, monsou von Joinville, bitte ich

Euch nicht mehr, sondern ich befehle Euch. Sagt mir den Namen dieser Person."

„Ihr verlangt es?"

„Ich verlange es."

„Nun wohl, Madame," sagte der Prinz, indem er sein Haupt emporrichtete, „diese Person, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, ist niemand anders, als Seine Majestät der König Franz II."

„Mein Sohn?" rief Catharina, indem sie in ihrem Bett aufsprang.

„Euer Sohn! ja, Madame."

Wenn ganz plötzlich eine Donnerbüchse mitten im Zimmer losgegangen wäre, so hätte sie auf dem Gesicht der Königin Mutter keine heftigere Bewegung, keine raschere Entstellung hervorbringen können.

Catharina fuhr mit der Hand über ihre Augen, wie wenn die Dunkelheit des blos von einer einzigen Lampe beleuchteten Zimmers sie am Sehen hinderte; dann heftete sie ihren durchdringenden Blick auf Herrn von Joinville, näherte sich ihm so, daß sie ihn berührte, und sagte zu ihm halblaut, aber in einem Ton, der jetzt nicht mehr spöttisch, sondern furchtbar geworden war:

„Ich wache doch, nicht wahr, monsou von Joinville? Ich habe recht gehört? Ihr habt mir wirklich gesagt, daß der Held dieses Abenteuers mein Sohn sei?"

„Ja, Madame."

„Ihr wiederholt es?"

„Ich wiederhole es."

„Ihr versichert es?"

„Ich schwöre es."

Und der junge Prinz streckte die Hand aus.

„Gut, monsou von Joinville," sprach Catharina mit düsterer Miene; „ich begreife jetzt Euer Zögern, ich würde sogar Euer Schweigen begriffen haben. Oh, das Blut steigt mir ins Gesicht! Ists möglich? mein Sohn, der eine allerliebste junge Frau hat, nimmt eine Maitresse, die doppelt so alt ist wie er! Mein Sohn geht zu meinen Feinden über! mein Sohn, nein bei Gott, es ist unmöglich! mein Sohn sollte der Liebhaber der Frau Admiralin sein!"

„Madame," sagte der Prinz von Joinville, „wie das Billet in die Tasche der Frau Admiralin kam, das weiß ich nicht, aber unglücklicherweise weiß ich, daß die Frau Admiralin es nicht war, die sich im Zimmer befand."

„Wie!" rief Catharina, „was sagt Ihr da? es war nicht die Frau Admiralin?"

„Nein, Madame, sie war es nicht."

„Nun, wer war es denn?"

„Madame . . ."

„Monsou von Joinville, den Namen dieser Person, ihren Namen im Augenblick!"

„Geruhe Eure Majestät mich zu entschuldigen!"

„Euch entschuldigen! und warum?"

„Weil ich in Wahrheit der Einzige bin, von dem man nicht das Recht hat eine solche Enthüllung zu verlangen."

„Nicht einmal ich, monsou von Joinville?"

„Nicht einmal Ihr, Madame. Uebrigens ist Eure Neugierde leicht zu befriedigen, und die erste Person vom Hof, die Ihr statt meiner fragen werdet . . ."

„Aber um diese erste Person zu fragen, muß ich bis morgen warten, monsou von Joinville. Ich will den Namen dieser Person sogleich, augenblicklich wissen. Wer sagt Euch, ob ich nicht eine Maßregel zu ergreifen habe, die keinen Aufschub duldet?"

Und Catharinas Augen flammten, indem sie sich auf den jungen Mann hefteten.

„Madame," sagte er, „suchet die einzige Person am ganzen Hof, die ich Euch nicht nennen kann. Nennet sie . . . aber ich, oh ich! Das ist unmöglich."

Und der junge Prinz hielt beide Hände vor sein Gesicht, um theils seine Schamröthe, theils seine vom Zorn erpreßten Thränen zu verdecken.

Eine Idee fuhr Catharina gleich dem Leuchten eines Blitzes durch den Kopf.

Sie stieß einen Schrei aus, und indem sie die Hände des jungen Mannes ergriff und wegriß, sagte sie:

„Ah! Fräulein von St. André?"

Der Prinz antwortete nicht, aber in seinem Schweigen lag das vollste Bekenntniß.

Ueberdieß sank er auf dem Stuhl, der neben dem Bette stand, zusammen.

Catharina betrachtete ihn einen Augenblick mit einem Mitleid, worein Verachtung gemischt war.

Dann sagte sie mit einer Stimme, welche sie so kosend als möglich zu machen suchte:

„Armer Junge! Ich beklage Euch von ganzem Herzen; denn es scheint, Ihr liebtet dieses treulose Geschöpf. Kommt her, gebt mir Eure Hand und ergießet Euren Kummer ins Herz Eurer guten Mutter Catharina. Ich begreife jetzt, warum Ihr schwie-

get, und ich bereue, daß ich Euch so gedrängt habe. Verzeihet mir also, mein Sohn, und jetzt da ich das Uebel kenne, laßt uns auf das Heilmittel bedacht sein. Es gibt an unserem Hofe noch andere junge Mädchen, als Fräulein von St. André, und wenn an unserem Hof in Paris keine vornehm und schön genug für Euch ist, so wollen wir beim spanischen oder italienischen Hof anfragen. Faßt Euch also, mein lieber Prinz, und laßt uns ernsthaft sprechen, wenn es möglich ist."

Aber statt auf diese Rede zu antworten, die offenbar einen sichtbaren und einen geheimen Zweck hatte, nämlich ihn zu trösten und seinen Muth zu sondiren, fiel Herr von Joinville vor dem Bett der Königin Mutter auf seine Knie und verbarg schluchzend sein Gesicht zwischen den Tüchern.

„Gnade, Eure Majestät," rief er unter Thränen, „Gnade und Dank für Eure zärtliche Sorgfalt. Aber ich habe in diesem Augenblick blos noch die Kraft meine Schande zu ermessen und meinen Schmerz zu fühlen. Ich erflehe also von Eurer Majestät die Erlaubniß mich zurückzuziehen."

Die Königin Mutter heftete einen Blick tiefer Verachtung auf diesen Menschen, der sich in seinem Schmerz krümmte.

Ohne daß ihre Stimme im Mindesten das Gefühl verrieth, das in ihrem Blick zu lesen stand, sagte sie dann, indem sie dem jungen Prinzen ihre Hand reichte, die er lebhaft küßte:

„Gehet, mein Sohn, und kommt morgen früh wieder zu mir, damit wir plaudern können. Bis dahin gute Nacht und behüte Euch Gott!"

Herr von Joinville benützte lebhaft den erhaltenen Urlaub und stürzte aus dem Zimmer.

Catharina sah ihm schweigend nach, bis er hinter der Tapete verschwunden war; dann heftete sie ihren Blick auf diese Tapete, bis die zitternde Bewegung aufhörte, welche der Weggang des Prinzen an dem Gewebe verursacht hatte.

Hierauf stemmte sie sich mit dem Ellbogen auf ihr Kissen und sagte mit dumpfer Stimme:

„Von heute an habe ich eine Nebenbuhlerin, und von morgen an habe ich alle Gewalt über meinen Sohn verloren, wenn ich nicht Ordnung schaffe."

Dann schwebte nach einem Augenblick tiefen Nachdenkens ein triumphirendes Lächeln auf ihren Lippen.

„Ich werde Ordnung schaffen!" sagte sie.

VI.

Eine heisere Kehle.

Jetzt während der Herr Cardinal von Lothringen sich von seinem Kammerdiener zu Bette bringen läßt; während Robert Stuart zu seinem Freund Patrick zurückkehrt; während Herr von Condé wüthend und lachend zugleich sein Hotel wieder aufsucht; während die Frau Admiralin unermüdlich ihre Taschen umkehrt und das unglückselige Billet sucht, das all dieses Aergerniß hervorgerufen hat; während der König die Lanoue verhört, um herauszubringen, wie das Gerücht von seinem Rendez-

vous sich verbreiten konnte; während der Marschall von St. André sich selbst fragt, ob er für das Geschehene Gott danken oder den Zufall anklagen müsse; während Fräulein von St. André davon träumt, daß sie um ihren Hals und ihre Arme die Juwelen der Frau von Etampes und der Herzogin von Valentinois, auf dem Kopf die Krone der Maria Stuart habe, wollen wir sehen, was die jungen Prinzen von Montpensier und de la Roche-sur-Yon machen, auf die wir zurückzukommen uns vorgenommen haben.

Die beiden schönen und lustigen jungen Leute hatten sich als Zeugen eines Schauspiels, das sie allerliebst fanden, vor den drei ohnehin und in diesem Augenblick ganz besonders gravitätischen Personen, Herrn von Guise, Herrn von St. André und dem Cardinal von Lothringen, gewaltig zusammennehmen müssen. Noch mehr, sie hatten ein für die Gelegenheit passendes Gesicht angenommen und dem Herrn Cardinal von Lothringen, dem Herrn Marschall von St. André und Herrn von Guise in der allergebührlichsten Weise ihr Beileid bezeugt. Dann aber hatten sie den ersten Winkel des Ganges, der ihnen ein Wegschleichen gestattete, benützt, und sich still im Schatten gehalten, bis die andern Alle sich, Jeder in der ihm beliebigen Richtung, entfernt hatten.

Endlich als sie sich allein und ganz allein sahen, brach das mühsam in ihrer Brust zurückgehaltene Lachen mit solcher Gewalt los, daß die Fensterscheiben des Louvre davon erzitterten, wie wenn ein schwerer Wagen vorüberführe.

An beiden Seiten der Wand einander gegenüber angelehnt, die Hände in die Seiten gestemmt, die Köpfe rückwärts geworfen, krümmten sie sich in solchen Zuckungen, daß man sie für epileptisch oder, wie man damals sagte, für besessen hätte halten können.

„Ach, lieber Herzog!“ sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, der zuerst wieder zu Athem kam.

„Ach, lieber Prinz!“ antwortete dieser mühsam.

„Und wenn man bedenkt . . . daß es Leute gibt . . . die behaupten, man lache nicht mehr . . . man lache nicht mehr in diesem armen Paris!“

„Das sind sehr übelwollende Leute . . . die so Etwas behaupten können.“

„Ach, mein Gott . . . wie wohl und wie weh zugleich es thut, recht tüchtig zu lachen!“

„Habt Ihr das Gesicht des Herrn von Joinville gesehen?“

„Und das des Marschalls von St . . . von St. André?“

„Ich bedaure nur Eines, Herzog,“ sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er sich ein wenig beruhigte.

„Und ich bedaure Zweierlei,“ antwortete dieser. „Daß ich nicht an der Stelle des Königs war, und wenn ganz Paris mich gesehen hätte.“

„Und ich, daß mich nicht ganz Paris an der Stelle des Königs gesehen hat.“

„Oh, bedauret Nichts, Herzog, morgen Vormittag soll ganz Paris es wissen.“

„Wenn Ihr so denket wie ich, Prinz, so soll ganz Paris es noch heute Nacht erfahren.“

„Und wie denn?"

„Auf eine höchst einfache Art."

„Zum Beispiel?"

„Nun bei Gott, wir schreiens auf den Dächern aus."

„Aber Paris schläft in diesem Augenblick."

„Paris soll nicht schlafen, wenn sein König wacht."

„Ihr habt Recht. Ich stehe dafür, daß Seine Majestät noch kein Auge zugethan hat."

„Wecken wir also Paris."

„Welch eine Narrheit!"

„Ihr weigert Euch?"

„Gewiß nicht. Da ich Euch sage, daß es eine Narrheit sei, so bin ich natürlich damit einverstanden."

„Also auf den Weg."

„Vorwärts! Ich fürchte nur, die ganze Stadt möchte bereits einen Theil der Geschichte wissen."

Und die beiden jungen Leute sprangen die Treppen des Louvre herab wie Hippomenes und Atalanta bei ihrem Wettlauf.

Im Hof angekommen, gaben sie sich Dandelot zu erkennen, hüteten sich aber wohl ihm Etwas zu sagen, theils weil seine Schwägerin bei all dem eine Rolle gespielt hatte, theils weil sie fürchteten, er möchte ihnen das Ausgehen verwehren.

Dandelot constatirte ihre Identität, wie er bei dem Prinzen von Condé gethan hatte, und ließ ihnen das Thor öffnen.

Die beiden jungen Leute eilten Arm in Arm, in

ihre Mäntel gehüllt, lachend zum Louvre hinaus, gingen über die Zugbrücke und befanden sich in der Nähe des Flusses, wo ein eisiger Wind ihnen um die Gesichter pfiff. Dann hoben sie unter dem Vorwand sich zu erwärmen Steine auf und warfen in den benachbarten Häusern die Scheiben ein.

Sie hatten schon zwei oder drei Fenster zertrümmert und gedachten sich diesen angenehmen Zeitvertreib noch länger zu verschaffen, als zwei in Mäntel gehüllte Männer, welche die beiden jungen Leute laufen sahen, ihnen den Weg vertraten und Halt zuriefen.

Sie blieben stehen. Sie waren allerdings gelaufen, aber nicht geflohen.

„Und mit welchem Recht könnt Ihr uns Halt gebieten?" rief der Herzog von Montpensier, indem er auf einen der beiden Männer zutrat. „Geht Eures Wegs und laßt zwei vornehme Edelleute sich in ihrer Weise vergnügen."

„Ah, entschuldigt, gnädigster Herr, ich hatte Euch nicht erkannt," sagte derjenige der beiden Männer, an welchen der Herzog von Montpensier sich gewendet hatte. „Ich bin Herr von Chavigny, Commandant der hundert Bogenschützen der Garde, und wollte eben in Gesellschaft des Herrn von Carvoysin, ersten Stallmeisters Seiner Majestät, nach dem Louvre zurückkehren."

„Guten Abend, Herr von Chavigny," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er auf den Commandanten der hundert Bogenschützen zuging und ihm die Hand reichte, während der Herzog von Montpensier sehr höflich die Complimente des ersten

Stallmeisters erwiderte. „Ihr sagt, daß Ihr in den Louvre zurückwollt, Herr von Chavigny?"

„Ja, Prinz."

„Nun wohl, wir kommen eben heraus."

„Zu dieser Stunde?"

„Bemerkt, Herr von Chavigny, daß, wenn die Stunde zum Hineingehen gut ist, sie zum Hinausgehen eben so gut sein muß."

„Glaubt mir, Prinz, daß ich durchaus nicht die Indiscretion habe Euch ausfragen zu wollen."

„Und Ihr habt Unrecht, mein lieber Herr, denn wir hätten Euch sehr interessante Dinge zu erzählen."

„In Bezug auf den Dienst des Königs?" fragte Herr Carvoysin.

„Ganz richtig, in Bezug auf den Dienst des Königs. Ihr habt's errathen, Herr Oberststallmeister," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon mit lautem Gelächter.

„Wirklich?" fragte Herr von Chavigny.

„Auf Ehre!"

„Um was handelt es sich, meine Herren?"

„Es handelt sich um die große Ehre, die Seine Majestät erst vor einem Augenblick einem ihrer berühmtesten Feldherren erwiesen hat," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

„Und meinem Bruder Joinville," fügte der Herzog von Montpensier wie ein ächter Schuljunge hinzu.

„Von welcher Ehre sprecht Ihr, Prinz?"

„Wer ist dieser berühmte Feldherr, Herzog?"

„Meine Herren, es ist der Marschall von St. André."

„Und welche Ehren könnte Seine Majestät noch denjenigen beifügen, womit sie Herrn von St. André bereits überladen hat? Ist er nicht Marschall von Frankreich, erster Kammerherr, Großcordon des St. Michaelordens, Ritter des Hosenbands? In Wahrheit, es gibt sehr glückliche Leute."

„Je nach dem."

„Wie so, je nach dem?"

„Allerdings, es ist ein Glück, das vielleicht Euch, Herr von Chavigny, der Ihr eine hübsche junge Frau besitzet, nicht zusagen würde, und eben so wenig Euch, Herr von Carvoysin, der Ihr eine hübsche junge Tochter habt."

„Wirklich?" rief Herr von Chavigny, der zu begreifen anfing.

„Ihr seid auf dem rechten Sprung, mein Lieber," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

„Aber seid Ihr Eurer Sache auch gewiß?" fragte Herr von Chavigny.

„Das will ich meinen."

„Was Ihr da sagt, mein Prinz, ist eine sehr ernste Sache," versetzte Herr von Carvoysin.

„Ihr findet? Ich finde es im Gegentheil verdammt comisch."

„Aber wer hat es Euch gesagt?"

„Wer es uns gesagt hat? Niemand. Wir habens gesehen."

„Wo?"

„Ich habe es gesehen, und mit mir haben es gesehen Herr de la Roche-sur-Yon, Herr von St.

André, mein Bruder Joinville, der es sogar, beiläufig gesagt, besser als alle Andern gesehen haben muß, denn er hielt einen Leuchter . . . mit wie viel Armen, Prinz?"

„Mit fünf Armen!" sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er von Neuem laut auflachte.

„Die Verbindung Seiner Majestät mit dem Marschall ist also nicht mehr zweifelhaft," versetzte der Herzog von Montpensier in ernstem Ton, „und von jetzt an mögen sich die Ketzer wohl zusammennehmen. Das wollen wir jetzt den wahren Katholiken von Paris erzählen."

„Ist's möglich?" riefen Herr von Chavigny und Herr von Carvoysin zu gleicher Zeit.

„Es ist, wie ich Euch zu sagen die Ehre hatte, meine Herren," antwortete der Prinz. „Die Nachricht ist ganz frisch, noch keine Stunde alt; wir glauben Euch also einen wahren Beweis von Freundschaft zu geben, indem wir sie Euch mittheilen. Natürlich knüpfen wir daran die Bedingung, daß Ihr sie in Umlauf setzet und Jedermann erzählt, der Euch in die Hände fällt."

„Und da zu dieser Stunde der Nacht Einem wenig Freunde in die Hände gerathen, wenn man nicht ein ganz besonderes Glück hat, wie dasjenige, das uns gestattete Euch zu begegnen, so fordern wir Euch auf es eben so zu machen wie wir, das heißt Euch die verschlossenen Thüren öffnen zu lassen, Eure Freunde aus den Betten zu jagen und ihnen unter Anempfehlung des Geheimnisses, wie der Barbier des Königs Midas mit dem Schilfrohr

that, zu sagen: Der König Franz II. ist der Liebhaber des Fräuleins von St. André."

„Ah bei Gott, meine Herren," sagte der Oberststallmeister, „es soll geschehen, wie Ihr sagt. Ich kann den Marschall von St. André nicht ausstehen, und ich habe hier in der Nähe einen Freund, dem die Nachricht so viel Vergnügen machen wird, daß ich ihn jetzt sogleich aufwecken will, und wenn er im ersten Schlaf läge."

„Und Ihr, mein lieber Herr von Chavigny," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, „Ihr traget meines Wissens Herrn von Joinville nicht gerade in Eurem Herzen, und ich bin daher überzeugt, daß Ihr das Beispiel des Herrn von Carvoysin befolgen werdet."

„Oh, ganz gewiß," rief Herr von Chavigny, „statt in den Louvre zurückzukehren, geh' ich jetzt nach Hause und erzähle die Sache meiner Frau. Morgen früh vor neun Uhr werden vier von ihren Freundinnen Alles wissen, und ich versichere Euch, das ist gerade als ob Ihr vier Trompeter nach den vier Weltgegenden ausschicktet."

Damit verabschiedeten sich die vier Herren: die zwei Prinzen gingen am Ufer hin nach der Rue de la Monnaie, die Herren von Chavigny und von Carvoysin aber kehrten nicht in den Louvre zurück, sondern verbreiteten gewissenhaft, Jeder von seiner Seite, die Nachricht des Tages oder vielmehr der Nacht.

In der Rue de la Monnaie bemerkte der Prinz de la Roche-sur-Yon über einem im Winde knarrenden Schild ein beleuchtetes Fenster.

„Ei sieh da," sagte der Herzog, „welch ein Wunder, Morgens um halb vier Uhr noch Licht! Das ist ein Bürgersmann, der sich verheirathet, oder ein Poet, der Verse macht."

„Es ist etwas Wahres daran, mein Lieber, und ich hatte vergessen, daß ich zur Hochzeit geladen war. Wahrhaftig, ich möchte Euch die Braut des Meisters Balthasar zeigen können. Ihr würdet sehen, daß sie, wenn auch keine Tochter eines Marschalls von Frankreich, doch ein sehr schönes Mädchen ist; aber in Ermangelung des Weibes will ich Euch den Mann zeigen."

„Ach, lieber Prinz, es wäre gegen alle christliche Liebe den armen Mann in einem solchen Augenblick ans Fenster kommen zu lassen."

„Oh," sagte der Prinz, „er ist der einzige Mensch, der davon Nichts zu fürchten hat."

„Und warum?"

„Weil er immer heiser ist. Ich kenne ihn seit zehn Jahren, und ich habe noch nicht ein einziges Mal ein helles und klares guten Morgen, mein Prinz, aus ihm herausbringen können."

„Nun, so laßt uns den Mann sehen."

„Das müssen wir um so mehr thun, als er nicht blos Wirth, sondern zugleich Badmeister ist; er hat Badestuben an der Seine, und wenn er morgen seine Kunden reibt, so wird er ihnen die Geschichte mittheilen, die wir ihm jetzt erzählen wollen."

„Bravo!"

Unsere beiden jungen Leute hatten wie zwei Schulknaben, die auf dem Weg an den Fluß ihre

Taschen mit Kieselsteinen füllen, um sie über das Wasser hinhüpfen zu lassen, beim Weggehen vom Ufer eine Menge kleiner Steine eingesackt, um sich ihrer als Wurfgeschosse gegen die Häuser zu bedienen, welche sie zu belagern gedachten.

Der Prinz zog einen der Steine aus seiner Tasche, trat zwei Schritte zurück um seinen Anlauf zu nehmen, wie wir Robert Stuart, aber in einer unheimlicheren Absicht, thun sahen, und schleuderte den Stein in das beleuchtete Fenster.

Das Fenster öffnete sich so rasch, daß man hätte glauben können, der Kieselstein habe es geöffnet.

Ein Mann, mit einer Nachtmütze auf dem Kopf und einem Licht in der Hand, kam zum Vorschein und versuchte zu rufen:

„Spitzbuben!"

„Was sagt er?" fragte der Herzog.

„Ihr sehet wohl, man muß an ihn gewöhnt sein um ihn zu verstehen. Er nennt uns Spitzbuben."

Dann wandte sich der Prinz wieder gegen das Fenster und rief hinauf:

„Erhitzet Euch nicht, Balthasar, ich bins."

„Ihr . . . Euer Hoheit? . . . Wolle Euer Hoheit mich entschuldigen! . . . Ihr habt alles Recht meine Scheiben einzuwerfen, wenn es Euch gefällig ist."

„Ach lieber Gott!" rief der Herzog mit lautem Lachen, „welche Sprache spricht denn der gute Mann, Prinz?"

„Die Sachkenner versichern, es sei ein Kauderwelsch, das zwischen dem Irokesischen und Hottentotti-

schen die Mitte halte. Er hat uns nichtsdestoweniger mit dieser Art von Gegrunze etwas sehr Höfliches gesagt."

„Was denn?"

„Daß wir das Recht besitzen seine Scheiben zu zertrümmern."

„Ah bei Gott, das verdient einen Dank."

Dann wandte er sich gegen Balthasar und rief:

„Mein Freund, bei Hof hat sich das Gerücht verbreitet, daß Ihr heute Abend eine Frau genommen habt und daß Eure Frau hübsch sei. Wir sind nun ganz expreß aus dem Louvre gekommen, um Euch unser Compliment zu machen."

„Und um Euch zu sagen, mein lieber Balthasar, daß der Himmel kalt und dieß für die Güter der Erde ein gutes Wetter ist."

„Während im Gegentheil das Herz Seiner Majestät warm ist, was dem Marschall von St. André wohl bekommen wird."

„Ich begreife nicht."

„Gleichviel! Wiederholet die Sache wie wir sie Euch sagen, mein lieber Balthasar. Andere werden sie begreifen und wissen, was es bedeuten soll. Unsere Complimente an Madame."

Und die jungen Leute gingen unter lautem Gelächter die Rue de la Monnaie hinauf, während sie den Wirth zur schwarzen Kuh brummen und husten hörten, denn er konnte zwar sein Fenster verschließen, aber die Scheibe nicht zustopfen.

VII.

Tire-laine und tire-soie.

Die beiden jungen Leute gingen unter fortwährendem Gelächter die Rue de la Monnaie hinauf und gelangten in die Rue de Bethisy.

Als sie um die Ecke bogen, meinten sie in der Nähe des Hotels Coligny ein heftiges Waffengeklirr und ein furchtbares Geschrei zu vernehmen.

Die Scene, welche dieses Waffengeklirr und dieses Geschrei hervorrief, trug sich zwanzig oder dreißig Schritte von ihnen in der Dunkelheit zu.

Sie versteckten sich unter der Vorhalle eines Hauses, welches die Ecke der Rue de la Monnaie und der Rue de Bethisy bildete.

„Ah, ah!" sagte eine feste und drohende Stimme, „Ihr seid Diebe, wie es scheint."

„Natürlich," antwortete eine unverschämte Stimme, „um diese Stunde der Nacht wird man wohl keinen ehrlichen Leuten auf der Straße begegnen."

„Räuber," sagte eine Stimme, die weniger sicher war als die erste.

„Wo ist der Dieb der nicht ein wenig Räuber, und der Räuber der nicht ein wenig Dieb wäre?" antwortete die zweite Stimme, die einem Philosophen anzugehören schien.

„Ihr wollt uns also ermorden?"

„Ganz und gar nicht, Euer Herrlichkeit."

„Was wollt Ihr dann?"

„Euch Eurer Börse entledigen, sonst Nichts."

„Ich erkläre Euch," sagte die Stimme, „daß in

meiner Börse nicht viel ist, aber so wie sie ist, sollt Ihr nicht hineinsehen."

„Ihr habt Unrecht so hartnäckig zu sein, mein Herr."

„Platz da! sage ich! oder ich ziehe vom Leder."

„Mein Herr, wir bemerken Euch, daß Ihr zwei gegen eilf seid, und überdieß scheint Euer Begleiter blos Euer Lakai zu sein. Jeder Widerstand wäre also ein Wahnsinn."

„Platz!" rief die Stimme, die immer drohender wurde.

„Ihr scheint in dieser guten Stadt Paris fremd zu sein, mein Herr," sagte die Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien, „und vielleicht seid Ihr blos deßwegen so zäh, weil Ihr fürchtet ohne Geld kein Nachtlager zu bekommen; aber wir sind gebildete Diebe, mein Herr, tire-soie und keine tire-laine, und wir wissen, welche Rücksichten man einem Mann wie Ihr seid schuldet. Gebt uns artig Eure Börse, mein Herr, dann wollen wir Euch einen Thaler zurückgeben, damit Ihr ein Nachtlager bekommt, wenn Ihr nicht anders die Adresse eines anständigen Hotels vorzieht, wo man Euch auf Empfehlung sehr gut aufnehmen wird. Ein Mann wie Ihr muß seine Freunde in Paris haben, und morgen oder vielmehr heute — denn ich möchte Euch nicht zu einem Irrthum verleiten, es ist bald vier Uhr — heute werdet Ihr Euch an Eure Freunde wenden, die Euch gewiß nicht in Verlegenheit lassen werden."

„Platz!" wiederholte dieselbe Stimme, „Ihr könnt mein Leben haben, da wir blos zwei gegen

eilf sind, aber meine Börse sollt Ihr nicht bekommen."

„Das ist unlogisch, mein Herr," versetzte derjenige der als Wortführer der Bande aufgestellt schien, „denn, wenn wir einmal Euer Leben haben, so steht es uns frei Eure Börse zu nehmen."

„Zurück, Canaillen! und nehmt Euch in Acht! Wir haben zwei gute Degen und zwei gute Dolche für uns."

„Und überdieß das gute Recht, meine Herrn. Aber was nützt das gute Recht, wenn der Schlechte der Stärkere ist?"

„Inzwischen," sagte der Edelmann, der am wenigsten Geduld zu haben schien, „parirt mir einmal dieß da!"

Und er führte einen furchtbaren Stoß gegen den Anführer der Bande, der zu seinem Glück, da er ohne Zweifel an solche Kämpfe gewohnt war, sich auf seiner Hut hielt und mit solcher Gewandtheit und so rechtzeitig rückwärts sprang, daß blos sein Wamms durchbohrt wurde.

Jetzt begann das Waffengeklirr und das Geschrei, das der Prinz de la Roche-sur-Yon und der Herzog von Montpensier gehört hatten.

Einer der beiden Angegriffenen rief, während er focht, um Hilfe. Der Andere aber führte, als hätte er die Nutzlosigkeit eines Hilferufs begriffen, oder einen solchen verschmäht, seine Stöße in aller Stille, und aus verschiedenen Flüchen die seine Gegner ausstießen konnte man abnehmen, daß er nicht in der Luft focht.

Wenn wir sagten, der schweigsame Edelmann

sei von der Nutzlosigkeit eines Hilferufs überzeugt gewesen, so hofften wir, der Leser würde unsern Gedanken begreifen.

Es war unnütz die Leute um Hilfe anzurufen, die in solchen Fällen zur Hilfeleistung verpflichtet waren, d. h. die Agenten des Herrn von Mouchy, Oberverhörrichters von Frankreich. Diese Agenten, die man Mouchis oder sogar Mouchards nannte, liefen Tag und Nacht durch die Stadt und hatten allerdings den Auftrag alle Diejenigen zu verhaften die ihnen verdächtig schienen.

Aber den Herren Mouchis oder Mouchards, wie man sie nennen will, schienen die Diebsbanden die Paris unsicher machten nicht verdächtig, und mehr als einmal hatten besagte Agenten des Herrn von Mouchy sogar, wenn sie die Gelegenheit günstig fanden und eine reiche Beute lockte, den Verdächtigen Hilfe geleistet, ob nun dieselben der Gesellschaft der tire-soie oder vornehmen Diebe angehörten, die blos Leute von Stand angriffen, oder ob sie zu der Klasse der tire-laine gehörten, armer Teufel und Diebe der untersten Kategorie, die sich damit begnügten Spießbürgern die Taschen zu leeren.

Außer den beiden großen Kategorien, die wir so eben bezeichnet haben, gab es noch die Gesellschaft der bösen Buben, Bravi, die in Regimenter und Sectionen eingetheilt waren und sich als Mörder allen Denjenigen verdingten, von denen sie mit ihrem Vertrauen beehrt wurden. Und bemerken wirs im Vorübergehen, da die Zahl Derjenigen die sich in diesen Zeiten der Liebe und des Hasses irgend Je-

mandens zu entledigen wünschten groß war, so mangelte es nicht an Arbeit.

Auch diese schienen den Agenten des Herrn von Mouchy nicht verdächtig. Man wußte, daß sie im Allgemeinen für vornehme und reiche Herren, ja sogar für Prinzen arbeiteten, und man hütete sich wohl sie in der Ausübung ihrer Verrichtungen zu stören.

Blieben noch die guilleries, die plumets und die grisons, die unsern Beutelschneidern, unsern voleurs à la tire und unsern barboteurs entsprachen. Diese aber waren so verächtliche Bursche, daß die Agenten des Herrn von Mouchy, selbst wenn sie ihnen verdächtig geschienen hätten, es unter ihrer Würde gefunden haben würden sich mit ihnen einzulassen.

Es war daher sehr selten, daß ein Edelmann bei Nacht anders als wohl bewaffnet, und besonders mit einem tüchtigen Gefolge von Dienern sich auf die Straßen von Paris wagte.

Es war also eine große Unvorsichtigkeit von unsern jungen Leuten zu einer solchen Stunde ohne alles Gefolge auszugehen, und wir können ihnen diesen Leichtsinn nur mit Berücksichtigung des wichtigen Geschäfts verzeihen, das sie hinaustrieb.

Deßhalb hatte der Anführer der tire-soie, als er den Mann mit der drohenden Stimme angriff, sogleich eingesehen, daß derselbe ein Edelmann aus der Provinz sein mußte.

Nach unsern vorausgeschickten Bemerkungen über das Verfahren der Agenten des Herrn von Mouchy wird man sich nicht wundern, daß auf das Hilfege-

schrei des Bedienten Niemand herbeikam. Aber dieses Geschrei war, wie es scheint, von einem jungen Mann gehört worden, der vom Hotel Coligny wegging. Da er begriff, um was es sich handelte, so hatte er seinen Mantel um seinen linken Arm geschlungen, mit der rechten Hand seinen Degen gezogen, und war herbeigeeilt mit dem Ruf:

„Haltet fest, Herr! Ihr rufet um Hilfe, da ist Hilfe."

„Ich rufe nicht um Hilfe," antwortete der Edelmann, indem er weiter focht; „nur dieser Heuler von La Briche da glaubt sich berechtigt um fünf oder sechs elender Mörder willen einen Edelmann zu bemühen und ein ganzes Quartier aufzuwecken."

„Wir sind keine Mörder, mein Herr," antwortete der Anführer der Bande, „und Ihr könnt dieß aus der Höflichkeit ersehen, womit wir Euch angreifen. Wir sind tire-soie, wie wir Euch bereits gesagt haben, Diebe aus guter Familie, wir haben Jeder ein eigenes Haus und wir plündern nur Edelleute. Statt einen Dritten zu Hilfe zu rufen, der die Sache vergiften wird, würdet Ihr weit besser thun, wenn Ihr Euch gutwillig ergäbet und uns nicht zu Gewaltsmaßregeln zwänget, die uns unaussprechlich zuwider sind."

„Ihr sollt keine Pistole bekommen!" antwortete der angegriffene Edelmann.

„Ha, Banditen! Ha, Canaillen! Ha, elende Schufte!" rief der Edelmann, der vom Admiral herauskam, indem er sich mitten ins Gewühl stürzte.

Und einer der tire-soie stieß einen Schrei aus,

welcher bewies, daß der neue Ankömmling die That mit der Drohung verbunden hatte.

„Wohlan denn!" sagte der Anführer der Bande, „da Ihr so starrköpfig seid, so sehe ich wohl, daß man der Sache ein Ende machen muß."

Und im Schatten wurde die formlose Gruppe belebter, das Geschrei der Verwundeten wiederholte sich gellender, zahlreichere Funken sprühten aus Schwertern und Dolchen.

La Briche focht zwar nach besten Kräften, schrie aber fortwährend um Hilfe. Das war bei ihm System, und er konnte behaupten, daß es gut sei, da es schon einmal geglückt war.

Sein Geschrei hatte den gewünschten Erfolg, nachdem die Inscenirung der Personen einmal gegeben war.

„Wir können doch diese drei Männer nicht kaltblütig ermorden lassen," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er nach dem Degen griff.

„Es ist wahr, Prinz," antwortete der Herzog von Montpensier, „und wahrhaftig, ich schäme mich, daß wir so lange gewartet haben."

Und nun stürzten sich auch die beiden jungen Leute in Folge des Hilfegeschreis von La Briche auf den Kampfplatz, indem sie ihrerseits riefen: „Haltet fest, ihr Herren! wir sind da! auf Tod und Leben!"

Die tire-soie, die schon vorher drei Männer zu bekämpfen gehabt, bereits zwei von den ihrigen verloren hatten und jetzt diese neue Verstärkung in ihren Rücken fallen sahen, beschlossen eine letzte

Anstrengung zu versuchen, obschon sie nur noch neun gegen fünf waren.

„Der Anführer blieb mit fünf Mann den drei ersten Angegriffenen gegenüber stehen, während vier Banditen Rechtsumkehrt machten, um die Herren von Montpensier und de la Roche-sur-Yon zu empfangen.

„Also auf Tod und Leben, meine Herren, da Ihr es durchaus wollt," rief der Anführer.

„Auf Tod und Leben!" wiederholte die ganze Bande.

„Ei, ei, wie Ihr ins Zeug geht, Kameraden! auf Tod und Leben?" sagte der Edelmann, der aus dem Hotel Coligny gekommen war. „Nun wohl denn, ja, auf Tod und Leben! Da..."

Und indem er so weit ausschritt, als seine kurze Taille ihm gestattete, rannte er einem der Angreifer seinen Degen durch den Leib.

Der Verwundete stieß einen Schrei aus, that drei Schritte rückwärts und fiel todt auf das Pflaster.

„Ein hübscher Stoß!" sagte der Edelmann, der zuerst angehalten worden. „Aber ich glaube, ich kann Euch mit einem ähnlichen aufwarten. Seht..."

Damit schritt er ebenfalls aus und stieß seinen Degen bis ans Heft einem Banditen in den Bauch.

Beinahe zu gleicher Zeit verschwand der Dolch des Herzogs von Montpensier bis zum Griff in der Kehle eines seiner Gegner. Die Banditen waren nur noch sechs gegen fünf, d. h. sie begannen die Schwächeren zu werden, als auf einmal die Thüre des Hotels Coligny wagenweit aufging und der Admiral, gefolgt von zwei Fackelträgern und vier

bewaffneten Lakaien, in einem Schlafrock und mit seinem bloßen Degen in der Hand unter dem beleuchteten Gewölbe erschien.

„He da, ihr Lumpenhunde!" rief er, „was ist das? Man säubere die Straße und zwar schnell, sonst lasse ich Euch alle zusammen wie Raben am Hauptthore meines Hotels annageln."

Dann wandte er sich gegen seine Lakaien und sagte:

„Drauf Kinder! geht diesen Schlingeln zu Leibe."

Er ging selbst mit dem Beispiel voran und stürzte sich auf das Schlachtfeld.

Jetzt war kein Widerstand mehr möglich.

„Fliehe wer kann!" rief der Anführer, indem er, aber etwas zu spät, einen Degenstoß parirte, der noch die Kraft hatte ihm durch den Arm zu dringen. „Fliehe wer kann, es ist der Prinz von Condé!"

Damit machte er eine schnelle Wendung nach links und lief eiligst davon.

Unglücklicherweise konnten fünf seiner Kameraden diese wohlgemeinte Mahnung nicht benützen. Vier lagen zu Boden, und der fünfte mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht zu fallen.

Er war in diesen Zustand durch den Prinzen de la Roche-sur-Yon versetzt worden, so daß Jeder seine Schuldigkeit gethan hatte.

Auf Seiten der Edelleute gab es nur Ritzen oder unbedeutende Wunden.

Als der zuerst angegriffene Edelmann zu seinem großen Staunen erfuhr, daß derjenige, der ihm zuerst zu Hilfe gekommen, kein Anderer als der Prinz

von Condé war, wandte er sich gegen ihn, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sprach:

„Gnädigster Herr, ich habe der Vorsehung doppelt zu danken: erstens, daß sie mich gerettet, zweitens, daß sie den tapfersten Edelmann Frankreichs, möge es diesen edeln Herren nicht mißfallen, zum Werkzeug meiner Rettung gewählt hat."

„Wahrhaftig, meine Herren," antwortete der Prinz, „ich schätze mich glücklich, daß mich der Zufall in dieser Nacht zu meinem Vetter, dem Admiral, geführt hat, was mir Gelegenheit verschaffte, Euch nützlich zu sein. Jetzt danket Ihr mir für das Wenige, was ich für Euch gethan habe, in so schönen Ausdrücken, daß ich Euch verbunden wäre, wenn Ihr mir Euren Namen sagen wolltet."

„Gnädigster Herr, ich heiße Gottfried von Barri."

„Ah!" fiel Condé ein, „Baron von Perigord, Herr von la Renaudie?"

„Einer meiner guten Freunde," sagte der Admiral, indem er la Renaudie die eine und dem Prinzen von Condé die andere Hand reichte. „Aber ich täusche mich nicht," fuhr er fort, „es ist schon lange her, daß das Pflaster des Königs keine so schöne und so gute Gesellschaft zusammengeführt hat — der Herr Herzog von Montpensier und der Herr Prinz de la Roche-sur-Yon?"

„In Person, Herr Admiral," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, während la Renaudie sich gegen ihn und seinen Cameraden wandte und Beide begrüßte; „und wenn es diesen armen Teufeln angenehm sein kann zu erfahren, daß diejenigen, welche

ihnen ihre Pässe nach der Hölle ausgestellt haben, nicht gerade Bauernlümmel sind, so mögen sie ruhig und zufrieden sterben."

„Meine Herren," sagte der Admiral, „das Hotel Coligny steht offen. Damit will ich Euch sagen, daß Ihr, wenn Ihr mir die Ehre erweisen wollt hinaufzukommen und einige Erfrischungen anzunehmen, willkommen sein werdet."

„Dank, mein Vetter!" antwortete Herr von Condé. „Ihr wißt, daß ich Euch vor zehn Minuten in der Absicht verließ nach Hause zu gehen. Ich ahnte nicht, daß ich das Vergnügen haben würde vor Eurer Thüre einen Edelmann zu treffen, dessen Bekanntschaft Ihr mir versprochen hattet."

Und er verbeugte sich höflich gegen la Renaudie.

„Einen wackern Edelmann, den ich bei der Arbeit gesehen habe, mein Vetter, und der sich meiner Treu vortrefflich dabei zu benehmen weiß," fuhr der Prinz fort. „Seid Ihr schon lange in Paris, Herr von Barri?"

„Ich komme eben erst an, gnädigster Herr," antwortete la Renaudie im Tone tiefer Wehmuth, indem er einen letzten Blick auf den Unglücklichen warf, den er mit seinem letzten Degenstoß sterbend auf das Pflaster gestreckt hatte, „und ich hatte nicht erwartet, daß ich, nachdem ich kaum eine halbe Stunde über den Barrieren wäre, den Tod eines Menschen verursachen und einem großen Prinzen mein Leben verdanken sollte."

„Herr Baron," sagte der Prinz von Condé, indem er mit seiner gewohnten Eleganz und Höflichkeit dem jungen Mann die Hand reichte, „seid ver-

sichert, daß es mir das größte Vergnügen bereiten wird Euch wieder zu sehen. Die Freunde des Herrn Admirals sind die Freunde des Prinzen von Condé."

„Schön, mein lieber Prinz," sagte Coligny in einem Ton, welcher bedeutete: Es ist kein leeres Versprechen was Ihr uns da gebt, und wir werden darauf zurückkommen.

Dann wandte er sich gegen die jungen Leute und fragte:

„Und Ihr, gnädigste Herren, werdet Ihr mir die Ehre erweisen in mein Haus zu treten? Ehe ich der Feind Eures Vaters wurde, Herr von Montpensier, oder vielmehr ehe er der meinige wurde, waren wir gute und lustige Cameraden. Ich hoffe," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „daß nur die Zeiten sich verändert haben und nicht die Herzen."

„Dank, Herr Admiral," sagte der Herzog von Montpensier, indem er für sich und den Prinzen de la Roche-sur-Yon antwortete, denn Colignys Worte hatten hauptsächlich ihm gegolten: „wir würden Eure Gastfreundschaft mit größtem Vergnügen, wenn auch nur für einen Augenblick, annehmen; aber es ist weit von hier ins Hotel Condé: man muß über Brücken und durch schlimme Quartiere gehen, und wir wollen den Prinzen um die Gunst ersuchen unsere Begleitung anzunehmen."

„Geht, meine Herren, und Gott behüte Euch! Im Uebrigen möchte ich allen Pariser tire soie und tire-laine nicht rathen, drei Tapfere, wie Ihr seid, anzugreifen."

Diese ganze Besprechung fand auf dem Kampf-

platze selbst statt, und die Sieger hielten sie im Blute stehend, ohne daß Einer von ihnen, mit Ausnahme von la Renaudie, der einer andern Zeit anzugehören schien, den fünf Unglücklichen, von denen drei bereits Leichen waren, zwei aber noch röchelten, auch nur einen Blick schenkte.

Der Prinz von Condé, der Prinz de la Roche-sur-Yon und der Herzog von Montpensier verabschiedeten sich von dem Admiral und la Renaudie und gingen nach dem Pont aux Moulins hinauf, da ein Edict den Fährleuten verbot nach neun Abends noch Jemand überzusetzen.

Allein mit Renaudie geblieben, reichte der Admiral ihm die Hand:

„Ihr wolltet zu mir, nicht wahr, mein Freund?" sagte er zu ihm.

„Ja, ich komme von Genf und habe Euch die wichtigsten Nachrichten zu bringen."

„Tretet ein! zu jeder Stunde des Tags und der Nacht ist mein Haus das Eurige."

Und er zeigte ihm die offene Thüre des Hotels, das auf den Gast wartete, der unter dem Schutz des Herrn hereinkommen sollte, da der Herr selbst ihn so wunderbar gerettet hatte.

Während dieser Zeit erzählten die beiden jungen Leute, die, wie man sich wohl denken kann, den Prinzen nicht begleitet hatten. um ihm als Escorte zu dienen, sondern um ihm das Abenteuer zwischen dem König und Fräulein von St. André mitzutheilen, auf's Umständlichste diese ganze Geschichte, welche er selbst mit noch viel genaueren Details so eben dem Admiral hinterbracht hatte.

Die Nachricht war für Herrn von Coligny ganz frisch gewesen. Die Frau Admiralin war nach Hause gekommen und hatte sich in ihr Zimmer verschlossen, ohne nicht blos von diesem Ereigniß, das sie nicht vorhersehen konnte, sondern auch von dem Verlust des Billets, der ersten Ursache des ganzen Haders, ein Wörtchen zu sagen, so daß Herr von Condé, so gut er auch über alles Andere unterrichtet war, gleichwohl noch nicht wußte, auf welche Art und auf welche Indizien hin der ganze Hof, mit Herrn von St. André und Herrn von Joinville an der Spitze, im Saal der Verwandlungen eingedrungen war.

Dieß war ein Geheimniß, das die beiden jungen Prinzen ihm erklären konnten.

Sie erzählten ihm also, indem sie wie die Schäfer Virgils abwechselten, wie die Admiralin bis zu Thränen gelacht und dann ihr Schnupftuch aus der Tasche gezogen, um ihre Augen zu wischen; wie sie mit ihrem Schnupftuch zugleich ein Billet herausgezogen habe, das auf die Erde gefallen sei; wie Herr von Joinville dieses Billet aufgehoben und es nach dem Weggang der Admiralin der Königin Mutter übergeben; wie die Königin Mutter, in der Meinung, besagtes Billet betreffe ihre gute Freundin die Admiralin persönlich, die Ueberrumpelung beantragt habe, wie dieselbe in Folge einstimmigen Beschlusses ausgeführt worden, aber zuletzt auf die Häupter der Urheber zurückgefallen sei.

Am Ende der Erzählung war man vor dem Hotel Condé angelangt. Der Prinz machte jetzt seinerseits den beiden jungen Leuten denselben An-

trag, welchen der Admiral vorher der ganzen Gesellschaft gemacht hatte, allein sie lehnten ihn ab, gestanden jedoch ihren wahren Grund ein. Sie haben, sagten sie, mit dieser Balgerei des Herrn la Renaudie eine kostbare Zeit verloren, und sie besitzen noch viele Freunde, denen sie dieselbe Geschichte erzählen müssen.

„Was mich an dem Abenteuer am meisten ergötzt," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er Herrn von Condé zum letzten Mal die Hand drückte, „das ist das Gesicht, das der stille Anbeter des Fräuleins von St. André schneiden wird, wenn er die Sache erfährt."

„Wie! der stille Anbeter?" sagte der Prinz von Condé, indem er die Hand des Herrn de la Roche-sur-Yon festhielt, die er so eben loslassen wollte.

„Ei der Tausend, Ihr wißt das nicht?" fragte der junge Mann.

„Ich weiß gar Nichts, meine Herren," erwiderte der Prinz lachend. „Sprecht! sprecht!"

„Ah, bravo!" rief der Herzog von Montpensier, „denn das ist noch das Schönste an der Geschichte."

„Ihr wußtet wirklich nicht," fragte der Prinz de la Roche-sur-Yon, „daß Fräulein von St. André außer einem Bräutigam und einem Liebhaber noch einen stillen Anbeter hatte!"

„Und dieser stille Anbeter," fragte der Prinz, „wer ist er?"

„Ah, meiner Treu, diesmal fragt Ihr mich zu viel: ich weiß seinen Namen nicht."

„Ist er jung? ist er alt?" fragte der Prinz.

„Man sieht sein Gesicht nicht.“

„Wirklich?“

„Nein! er ist immer in einen großen Mantel gehüllt, der den ganzen untern Theil seines Gesichtes verdeckt.“

„Es ist irgend ein Spanier vom Hofe König Philipps II,“ meinte der Herzog von Montpensier.

„Und wo zeigt er sich, dieser stille Anbeter oder vielmehr dieser Schatten?“

„Wenn Ihr nicht so selten im Louvre wäret, mein lieber Prinz, so würdet Ihr das nicht fragen,“ sagte der Herzog von Montpensier.

„Warum?“

„Weil es jetzt bald sechs Monate sind, daß er, sobald die Nacht anbricht, unter den Fenstern seiner Schönen spazieren geht.“

„Bah!“

„Es ist, wie ich Euch sage.“

„Und Ihr wißt den Namen dieses Mannes nicht?“

„Nein.“

„Ihr habt sein Gesicht nicht gesehen?“

„Nie.“

„Ihr habt ihn an seiner Haltung nicht erkannt?“

„Er ist immer in einen großen Mantel eingehüllt.“

„Und Ihr könnt Euch nicht denken, wer es ist, Prinz?“

„Nein.“

„Nicht den mindesten Verdacht, Herzog?“

„Nicht den mindesten.“

„Man hat doch wohl irgend eine Vermuthung aufgestellt?"

„Eine unter andern," sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

„Welche?"

„Man hat gesagt, daß Ihr es seiet," fuhr der Herzog von Montpensier fort.

„Ich habe so viele Feinde im Louvre."

„Aber es war Nichts daran, nicht wahr?"

„Ich bitte um Entschuldigung, meine Herrn, ich war's!"

Damit grüßte der Prinz die beiden jungen Leute obenhin, kehrte in sein Hotel zurück und schloß die Thüre hinter sich zu, während die Herren von Montpensier und de la Roche-sur-Yon verblüfft auf der Straße stehen blieben.

VIII.

Wie die Mutter, so der Sohn.

Die Königin Mutter hatte in der ganzen Nacht kein Auge zugethan.

Bisher hatte ihr Sohn, ein schwaches, kränkliches, kaum mannbares, mit einer koketten jungen Frau verheirathetes Kind, sich nur mit Liebe, Jagd und Poesie beschäftigt, die Führung der Geschäfte aber, das was die Könige die Last des Staates nennen, und dessen Erhaltung gleichwohl ihr einziges Dichten und Trachten ist, vollständig ihr selbst und der Familie Guise überlassen.

Catharina war inmitten der Intriguen der italienischen Politik, einer kleinlichen und stänkerischen

Politik, die für ein kleines Herzogthum wie Toscana gut sein mochte, aber eines großen Königreichs, wie Frankreich zu werden begann, unwürdig war — aufgewachsen, und für sie war die Macht das Leben.

Was sah sie aber jetzt an dem Horizont hervorschimmern, der dem ihrigen entgegengesetzt war?

Eine Nebenbuhlerin . . . nicht um die Liebe ihres Sohnes — über diesen Verlust würde sie sich getröstet haben — wer selbst nicht liebt, kann keine Liebe verlangen, und sie liebte weder Franz II. noch Carl IX.

Die vorsichtige Florentinerin erschrack also, als sie bei ihrem Sohne ein Gefühl gewahrte, das ihr unbekannt, das ihm nicht von ihr selbst eingegeben worden war, das sich ohne sie entwickelt hatte und nun auf einmal mitten im Hof mit einem Eclat zum Vorschein kam, der sie überraschte und zwar sie selbst noch mehr überraschte als die Andern.

Ganz besonders erschrack sie, als sie den Namen der Dame erfuhr, der ihr Sohn sich zugewendet hatte; denn zwischen den sechzehn Jahren des jungen Mädchens hindurch hatte sie in blitzenden Strahlen den Ehrgeiz des Weibes glänzen gesehen.

Sobald es Tag wurde, ließ sie also ihrem Sohn sagen, sie sei leidend und lasse ihn ersuchen zu ihr zu kommen.

In ihrer eigenen Wohnung konnte Catharina, wie ein gewandter Schauspieler auf seinem Theater, ihren Platz wählen und die Scene beherrschen. Sie stellte sich in den Schatten, wo sie halb unsichtbar blieb; ihren Gast stellte sie ins Licht, wo sie Alles sehen konnte.

Deßhalb ging sie nicht selbst zu ihrem Sohn, sondern schützte eine Unpäßlichkeit vor und ließ ihn um seinen Besuch bitten.

Der Bote kam zurück mit der Nachricht, der König schlafe noch.

Catharina wartete ungeduldig noch eine Stunde und schickte von Neuem hin.

Dieselbe Antwort.

Sie wartete mit steigender Ungeduld noch eine weitere Stunde.

Der König schlief fortwährend.

„Oh, oh!" murmelte Catharina, „die französischen Prinzen sind nicht gewöhnt so lange zu schlafen. Dieser Schlaf ist zu hartnäckig um natürlich zu sein."

Und sie verließ ihr Bett, wo sie, in der Hoffnung die fein ausgedachte Scene halb durch die Vorhänge verborgen spielen zu können, gewartet hatte, und gab Befehl sie anzukleiden.

Das Theater veränderte sich. Alle die Vortheile, welche Catharina in ihrer eigenen Wohnung für sich gehabt hätte, mangelten ihr in der Wohnung ihres Sohnes. Aber sie hielt sich für eine so gewandte Schauspielerin, daß dieser Scenenwechsel durchaus keinen Einfluß auf die Entwicklung haben könnte.

Ihre Toilette ging schnell von Statten, und sobald sie vollendet war, begab sich Catharina in aller Eile nach den Gemächern Franz II.

Sie trat zu jeder Stunde bei dem König ein, wie eine Mutter bei ihrem Sohn eintritt. Keiner der Bedienten oder Offiziere, die im Vorzimmer

standen, hätte sichs einfallen lassen sie anzuhalten.

Sie ging also durch den ersten Saal, der nach der Wohnung des Königs führte, hob den Thürvorhang des Schlafzimmers in die Höhe und erblickte ihn, nicht im Bette liegend und schlafend, sondern vor einer Fensteröffnung an einem Tisch sitzend.

Den Ellbogen auf diesen Tisch gestemmt und den Rücken der Thüre zugekehrt, betrachtete er einen Gegenstand mit solcher Aufmerksamkeit, daß er nicht hörte wie der Thürvorhang vor seiner Mutter sich hob und hinter ihr wieder zufiel.

Catharina blieb an der Thüre stehen. Ihr Auge, das Anfangs über das Bett hinweggeschweift war, heftete sich auf Franz II.

Ihr Blick schleuderte einen Blitz, worin wahrlich mehr Haß als Liebe lag.

Dann schritt sie langsam vor, und ohne mehr Geräusch zu machen als wenn sie ein Schatten gewesen wäre und kein Körper, stützte sie sich auf die Lehne des Fauteuils und schaute ihrem Sohne über die Schulter.

Der König hatte sie nicht kommen gehört; er betrachtete voll Begeisterung ein Bild des Fräuleins von St. André.

Der Ausdruck in Catharina's Gesicht wurde wieder fester und ging in Folge einer raschen Muskelzusammenziehung in den entschiedensten Haß über.

Dann ließ sie eine mächtige Rückwirkung auf sich selbst eintreten, so daß alle Muskeln ihres Gesichtes

sich abspannten und das Lächeln auf ihre Lippen zurückkehrte.

Sie neigte jetzt den Kopf beinahe so tief, daß sie den Kopf des Königs berührte.

Franz fuhr erschrocken zusammen, als er den lauen Hauch eines Athems in seinen Haaren verspürte.

Er drehte sich rasch um und erkannte seine Mutter.

Blitzschnell kehrte er das Portrait um, legte es mit der Seite des Gemäldes auf den Tisch und hielt seine Hand darauf.

Dann aber rollte er, statt wie gewöhnlich aufzustehen und seine Mutter zu küssen, den Lehnstuhl von Catharina weg. Hierauf grüßte er sie kalt.

„Nun wohl, mein Sohn," fragte die Florentinerin, als ob sie von dem geringen Grad der Zärtlichkeit, der in diesem Gruße lag, keine Notiz nähme, „was geht denn vor?"

„Ihr fragt mich, was vorgehe?"

„Ja."

„Nichts, so viel ich weiß, meine Mutter."

„Ich bitte um Verzeihung, mein Sohn, es muß etwas Außerordentliches vorgehen."

„Warum denn?"

„Weil es nicht Eure Gewohnheit ist so lange liegen zu bleiben. Es ist wahr, man hat mich vielleicht getäuscht, oder kann auch mein Bote falsch gehört haben."

Franz gab keine Antwort, sondern betrachtete seine Mutter beinahe eben so starr wie sie ihn.

„Ich habe," fuhr Catharina fort, „seit diesem

Morgen viermal zu Euch geschickt. Man hat mir geantwortet, Ihr schlafet noch."

Sie machte eine Pause; aber der König schwieg beharrlich und schaute sie fortwährend an, wie wenn er sagen wollte: „Nun, was weiter?"

„Dieser beharrliche Schlaf," fuhr Catharina fort, „hat mich beunruhigt, und da ich fürchtete, Ihr möchtet krank geworden sein, so bin ich selbst gekommen."

„Ich danke Euch, Madame," sagte der junge Fürst sich verbeugend.

„Ihr müßt mich nie so beunruhigen, Franz," bat die Florentinerin. „Ihr wißt, wie sehr ich Euch liebe, wie theuer mir Eure Gesundheit ist. Spielet also nicht mehr mit den Besorgnissen Eurer Mutter. Kümmernisse genug stürmen auf mich ein, ohne daß meine Kinder sie durch ihre Gleichgiltigkeit gegen mich noch vermehren."

Der junge Mann schien einen Entschluß zu fassen. Ein blasses Lächeln irrte über seinen Mund, und indem er seiner Mutter seine Rechte bot, während die Linke fortwährend auf dem Bilde ruhte, sagte er:

„Dank, Mutter; es ist an dem was man Euch gesagt hat etwas Wahres neben viel Uebertreibung. Ich bin leidend gewesen, ich habe eine . . . unruhige Nacht gehabt und bin zwei Stunden später aufgestanden als gewöhnlich."

„Oh!" machte Catharina ganz betrübt.

„Aber," fuhr Franz II. fort, „ich befinde mich jetzt wieder vollkommen wohl und bin bereit mit Euch zu arbeiten, wenn es Euch beliebt."

„Und warum, mein liebes Kind," sagte Catharina, indem sie in einer ihrer Hände die Hand des Königs zurückhielt und an ihr Herz drückte, mit der andern durch seine Haare strich, „warum habt Ihr eine unruhige Nacht zugebracht? Habe ich mir nicht die Last sämmtlicher Staatsgeschäfte vorbehalten und Euch blos die Freuden des Königthums überlassen? Wie kommt es, daß Jemand es sich erlaubt hat Euch eine Mühe zu bereiten, die nur mich allein angeht? denn ich denke mir, daß die Interessen des Staates es waren die Euch beunruhigt haben."

„Ja Madame," antwortete Franz II. mit solcher Hast, daß Catharina die Lüge errathen haben würde, wenn sie nicht zum Voraus die wahre Ursache der Unruhe dieser in der That sehr aufgeregten Nacht gewußt hätte.

Aber sie hütete sich wohl den mindesten Zweifel zu äußern und stellte sich im Gegentheil, als ob sie den Worten ihres Sohnes vollkommen Glauben schenkte.

„Irgend einen großen Entschluß zu fassen, nicht wahr?" fuhr Catharina fort, die es offenbar darauf abgesehen hatte ihren Sohn tüchtig in die Enge zu treiben; „einen Feind zu bekämpfen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, eine Steuer zu erleichtern, ein Todesurtheil zu bestätigen?"

Bei diesen Worten dachte Franz II. wirklich daran, daß man ihn Tags zuvor ersucht hatte die Hinrichtung des Raths Dubourg auf den heutigen Abend festzusetzen.

Er ergriff lebhaft die Antwort, die ihm in den Mund gelegt wurde.

„Ganz richtig! das ist's, meine Mutter," sagte er. „Es handelt sich um ein Todesurtheil, das ein Mensch, wenn dieser Mensch auch König ist, an einem andern Menschen vollstrecken lassen soll. Ein Todesurtheil ist immer eine so ernste Sache, daß Ihr hierin den wahren Grund der Unruhe sehen könnt, worin ich mich seit gestern befinde."

„Ihr fürchtet Euch den Tod eines Unschuldigen zu unterzeichnen, nicht wahr?"

„Des Herrn Dubourg, ja, meine Mutter."

„Das zeugt von einem guten französischen Herzen, und Ihr seid der würdige Sohn Eurer Mutter. Aber in dieser Beziehung ist glücklicher Weise kein Irrthum möglich. Der Rath Dubourg ist von drei verschiedenen Gerichtsbarkeiten der Ketzerei schuldig erkannt, und die Unterschrift, die man von Euch verlangt, damit die Hinrichtung heute Abend stattfinden kann, ist eine einfache Formalität."

„Gerade das ist das Furchtbare, meine Mutter," sagte Franz, „daß eine einfache Formalität genügt, einem Menschen das Leben zu nehmen."

„Euer Herz ist gediegen Gold, mein Sohn," sagte Catharina, „und oh wie stolz bin ich auf Euch! Gleichwohl müßt Ihr Euch beruhigen. Das Staatswohl geht dem Leben eines Menschen vor, und im gegebenen Fall braucht Euch der Tod des Rathes um so weniger Bedenken zu erregen, als dieser Tod erstens gerecht und zweitens nothwendig ist."

„Es ist Euch nicht unbekannt, meine Mutter," sagte der junge Mann erblassend und nach einem augenblicklichen Zögern, „daß ich zwei Drohbriefe empfangen habe."

„Lügnerische Memme!“ murmelte Catharina zwischen ihren Zähnen.

Dann antwortete sie mit einem Lächeln:

„Mein Sohn, just weil Ihr diese zwei Drohbriefe in Betreff des Herrn Dubourg empfangen habt, müßt Ihr ihn verurtheilen; sonst würde man glauben, Ihr habet Drohungen nachgegeben und Eure Nachsicht sei Angst.“

„Ah,“ sagte Franz, „und Ihr glaubet Das?“

„Ja, ich glaube es, mein Sohn,“ antwortete Catharina, „während im Gegentheil, wenn Ihr bei Trompetenschall zuerst die zwei Drohbriefe und gleich darauf das Urtheil öffentlich verlesen lasset, große Ehre auf Euch und große Schande auf Herrn Dubourg fallen wird. Alle diejenigen die im Augenblick weder für noch gegen ihn sind, werden gegen ihn sein.“

Franz schien zu überlegen.

„Nach der Art dieser beiden Briefe,“ fuhr Catharina fort, „sollte es mich gar nicht wundern, wenn ein Freund sie geschrieben hätte und nicht ein Feind.“

„Ein Freund, Madame?“

„Ja,“ versicherte Catharina, „ein Freund, dem das Glück des Königs und der Ruhm des Reiches gleich sehr am Herzen liegt.“

Der junge Mann senkte sein trübes Auge unter dem scharfen Blick seiner Mutter.

Dann richtete er nach kurzem Schweigen sein Haupt wieder empor und fragte:

„Ihr selbst habt mir diese zwei Briefe schreiben lassen, nicht wahr, Madame?“

„Oh," sagte Catharina in einem Ton, der ihre Worte Lügen strafte, „ich sage Das nicht, mein Sohn."

Catharina hatte einen doppelten Grund ihren Sohn glauben zu lassen, daß die beiden Briefe von ihr kommen. Erstens beschämte sie ihn wegen seiner Feigheit, und dann benahm sie ihm die Furcht, welche die besagten Briefe ihm einjagen konnten.

Der junge Mann, den diese Briefe wirklich im höchsten Grad beunruhigt hatten, und der noch immer einen Zweifel behielt, warf seiner Mutter einen raschen Blick voll Zorn und Haß zu.

Catharina lächelte.

„Wenn er mich erwürgen könnte," sagte sie bei sich selbst, „so würde er es gewiß in diesem Augenblick thun. Aber glücklicher Weise kann er es nicht."

Also hatten weder die erheuchelte Mutterzärtlichkeit, noch die Ergebenheitsversicherungen, noch die katzenartigen Schmeicheleien und Liebkosungen Catharina's auf Franz einzuwirken vermocht. Die Königin Mutter sah auch, daß ihre Befürchtungen in Erfüllung gehen würden, und daß sie im Begriff stand ihre Herrschaft über ihn zu verlieren, wenn sie nicht so schnell als möglich diesem Unglück vorzukehren wußte.

Sie veränderte ihren Angriffsplan vollständig und augenblicklich.

Sie stieß einen Seufzer aus, schüttelte den Kopf und gab ihrem Gesicht den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit.

„Ach, mein Sohn," rief sie, „ich muß mich also

wirklich von Etwas überzeugen was ich nicht glauben wollte, woran ich aber jetzt nicht mehr zweifeln darf!"

„Von was, Madame?" fragte Franz.

„Mein Sohn, mein Sohn," sagte Catharina, indem sie eine Thräne zu Hilfe zu rufen versuchte, „Ihr habt kein Vertrauen mehr zu Eurer Mutter."

„Was wollt Ihr damit sagen?" antwortete der junge Mann im Tone düsterer Ungeduld.

„Ich will damit sagen, Franz, daß Ihr auf einmal fünfzehn Jahre tödtlicher Unruhe, fünfzehn Jahre beständigen Wachens an Eurem Kissen vergesset; ich will damit sagen, daß Ihr die Beängstigungen vergesset, in welche Eure kränkliche Kindheit mich versetzt, die beständigen Sorgen, womit meine Mutterliebe Euch von der Wiege an umgeben hat."

„Ich begreife immer noch nicht, Madame; aber ich bin an Geduld gewöhnt worden: ich warte und höre."

Und die geballte Faust des jungen Mannes verrieth ganz und gar Nichts von der Sanftmuth, deren er sich rühmte, denn er drückte mit beinahe krampfhafter Bewegung auf das Porträt des Fräuleins von St. André.

„Nun wohl," versetzte Catharina, „Ihr werdet mich sogleich begreifen. Ich sage, daß ich in Folge der Sorgen, die ich um Euch gehabt habe, Franz, Euch eben so gut kenne, als Ihr Euch selbst kennt. Nun ist diese Nacht sehr unruhevoll für Euch gewesen, das weiß ich, aber nicht weil Ihr an das Staatswohl gedacht, weil Ihr zwischen Strenge und Nachsicht geschwankt habt, sondern weil das Geheim-

niß Eurer Liebeshändel mit Fräulein von St. André ans Licht gekommen ist."

„Mutter!" rief der junge Mann, dem all die Schmach und Wuth, die er in der letzten Nacht hatte verschlucken müssen, zu Kopfe stieg.

Franz, der gewöhnlich eine matte und ungesunde Blässe hatte, wurde roth, wie wenn eine Blutwolke über sein Gesicht hinzöge.

Er erhob sich, hielt aber mit der Hand seine Stuhllehne krampfhaft fest.

„Ah, Ihr wißt das, Mutter?"

„Wie kindisch Ihr seid, Franz!" sagte Catharina mit der Gutmüthigkeit, welche sie so geschickt zu erheucheln wußte; „als ob die Mütter nicht Alles wüßten!"

Franz stand stumm mit übereinander gebissenen Zähnen, mit bebenden Lippen da.

Catharina fuhr mit ihrer sanftesten Stimme fort:

„Sebet, mein Sohn, warum habt Ihr mir denn diese Leidenschaft nicht anvertraut? Ich würde Euch allerdings einige Vorwürfe gemacht, ich würde Euch allerdings an Eure Gattenpflichten erinnert, ich würde Euch allerdings die Anmuth, Schönheit, den Geist der jungen Königin vor Augen zu führen versucht haben ..."

Franz schüttelte mit düsterem Lächeln den Kopf.

„Das würde Nichts gefruchtet haben?" fuhr Catharina fort. „Nun wohl, wenn ich gesehen hätte, daß das Uebel unheilbar war, so würde ich es nicht mehr zu heilen versucht, sondern Euch meinen Rath ertheilt haben. Ist eine Mutter nicht

die sichtbare Vorsehung ihres Kindes? und wenn ich Euch so entzückt von Fräulein St. André gesehen hätte — denn Ihr liebet sie sehr, wie es scheint . . ."

„Ja, Madame, sehr."

„Nun wohl, dann hätte ich meine Augen verschlossen. Ich hätte dieß als Mutter leichter thun können, als ich es in meiner Eigenschaft als Gattin konnte. Mußte ich es nicht fünfzehn Jahre lang mit ansehen, daß Frau von Valentinois das Herz Eures Vaters mit mir theilte, ja sogar, daß sie es manchmal gänzlich mir entriß? Glaubt Ihr nun, daß eine Mutter nicht für ihren Sohn thun könne, was eine Frau für ihren Gatten gethan hat? Seid Ihr nicht mein Stolz, meine Freude, mein Glück? Woher kommt es also, daß Ihr heimlich geliebt habt, ohne es mir zu sagen?"

„Mutter," antwortete Franz II. mit einer Kaltblütigkeit, die seiner Verstellungskraft sogar in Catharina's eigenen Augen Ehre gemacht haben würde, wenn sie hätte ahnen können, was folgen sollte, „Mutter, Ihr seid in Wahrheit so gütig gegen mich, daß ich mich schämen würde Euch länger zu täuschen. Nun wohl denn, ja ich gestehe es, ich liebe das Fräulein von St. André."

„Ah!" sagte Catharina, „Ihr sehet wohl . . ."

„Bemerkt, Mutter," fuhr der junge Mann fort, „daß Ihr heute zum ersten Mal von dieser Liebe mit mir sprechet, und daß ich, wenn Ihr früher davon gesprochen hättet, da ich keinen Grund habe sie vor Euch zu verbergen, indem diese Liebe nicht blos in meinem Herzen, sondern auch in meinem

Willen liegt, sie Euch schon früher gestanden haben würde."

„In Eurem Willen, Franz?" fragte Catharina erstaunt.

„Ja, nicht wahr, das wundert Euch, daß ich einen Willen habe? Aber ich muß mich über Etwas wundern," fuhr der junge Mann fort, indem er sie fest anschaute, „nämlich, daß Ihr so eben diese Comödie von Mutterzärtlichkeit bei mir aufführtet, während Ihr doch selbst heute Nacht mein Geheimniß dem Spotte des Hofes preisgabet, während Ihr die einzige Ursache dessen seid, was vorgefallen ist."

„Franz!" rief die Königin Mutter immer erstaunter.

„Nein," fuhr der junge Mann fort, „nein, Madame, ich schlief heute früh nicht, als Ihr nach mir schicktet. Ich sammelte alle Notizen über die erste Ursache dieses Aergernisses, und aus Allem was ich erfahren konnte, ist für mich die Gewißheit hervorgegangen, daß Ihr mir die Schlinge gelegt habt, in die ich gefallen bin."

„Mein Sohn! mein Sohn! Bedenket wohl was Ihr saget!" antwortete Catharina mit übereinander gebissenen Zähnen, indem sie ihrem Sohn einen Blick, funkelnd und spitzig wie eine Dolchklinge, zuwarf.

„Für's Erste, Madame, laßt uns über Eines klar werden, nämlich über das, daß zwischen uns von Sohn und Mutter keine Rede mehr sein kann."

Catharina machte eine Bewegung, die zwischen Drohung und Furcht die Mitte hielt.

„Es ist ein König da, der, Gott sei Dank, ma-

jorenn geworden ist; es ist eine Königin Regentin da, die, sobald der König es will, Nichts mehr mit den Staatsangelegenheiten zu schaffen hat. Man regiert in Frankreich mit vierzehn Jahren, Madame, und ich habe sechzehn. Ich bin dieser Kinderrolle müde, die Ihr mich noch immer spielen laßt, während sie sich für mein Alter nicht mehr schickt. Ich bin es müde ein Gängelband um meinen Leib zu verspüren, als ob ich noch ein Wickelkind wäre. Kurz und gut, Madame, und um Alles zu sagen, von heute an wird, wenn es Euch beliebt, Jedes von uns seinen wahren Platz einnehmen. Ich bin Euer König, Madame, und Ihr seid blos meine Unterthanin."

Hätte der Blitz in das Zimmer geschlagen, er hätte keine furchtbarere Wirkung hervorbringen können als diese zermalmende Erklärung, die mitten in Catharina's Pläne hineinplatzte. Es war also wahr, was sie blos in ihrem heuchlerischen Spott zu sagen geglaubt hatte. Sie hatte sechzehn Jahre lang dieses mit der englischen Krankheit behaftete Kind erzogen, gepflegt, geleitet, unterwiesen; sie hatte gleich den Thierbändigern unserer Tage diesen jungen Löwen geschwächt, erschöpft, entnervt, und siehe da, auf einmal erwachte der junge Löwe und zeigte knurrend seine Tatzen, schoß glühende Blicke auf sie, fuhr in der ganzen Länge seiner Kette gegen sie los. Wer konnte dafür haften, daß er sie nicht verschlingen würde, wenn er diese Kette zerriß?

Sie wich voll Entsetzen zurück.

Für eine Frau wie Catharina von Medici lag

in dem was sie gesehen und gehört hatte wirklich Grund genug um zu zittern.

Und was sie vielleicht am meisten erschreckte, das war nicht der Ausbruch am Ende, sondern die Verstellung am Anfang.

Verstellungskunst war für sie Alles; die Kraft dieser verschmitzten Politik, welche sie aus Florenz mitgebracht hatte, war die Verstellung.

Und eine Frau, ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind hatte diese Veränderung hervorgebracht, hatte dieses krankhafte Geschöpf regenerirt, diesem schwächlichen Wesen die Kühnheit gegeben die seltsamen Worte zu sprechen: „Von heute an bin ich Euer König, und Ihr seid blos meine Unterthanin."

„Mit dem Weib, das diese merkwürdige Umwandlung bewerkstelligt hat," dachte Catharina, „mit dem Weib, das dieses Kind zum Manne, diesen Sclaven zum König, diesen Zwerg zum Riesen gemacht hat, mit diesem Weibe kann ich den Kampf wohl wagen."

Dann murmelte sie, gleich als wollte sie sich wieder Kräfte geben:

„Beim wahrhaftigen Gott, ich war es müde blos mit einem Fantom zu thun zu haben."

„Also," sagte sie hierauf, vollkommen bereit diesen Kampf, so unerwartet er auch kam, aufzunehmen, „also mich beschuldigt Ihr, den Scandal der heutigen Nacht veranlaßt zu haben?"

„Ja," antwortete der König trocken.

„Ihr beschuldigt Eure Mutter, ohne ihrer Schuld gewiß zu sein. Das zeugt von einem guten Sohn."

„Werdet Ihr sagen, Madame, daß der Schlag nicht von Euch ausgegangen sei?“

„Ja, das kann ich sagen.“

„Aber wer hat denn das Geheimniß meines Rendezvous mit Fräulein von St. André verrathen?“

„Ein Billet.“

„Ein Billet?“

„Ein Billet, das aus der Tasche der Frau Admiralin gefallen ist.“

„Welcher unzeitige Scherz!“

„Gott bewahre mich davor, daß ich mit Etwas scherzen sollte was Euch ein Schmerz ist, mein Sohn!“

„Aber von wem war dieses Billet unterzeichnet?“

„Es trug keine Unterschrift.“

„Von wem war es geschrieben?

„Die Handschrift war mir unbekannt.“

„Nun, was ist denn aus dem Billet geworden?“

„Hier ist es,“ sagte die Königin Mutter, die es behalten hatte.

Und sie überreichte es dem König.

„Die Handschrift von Lanoue!“ rief der König.

Nach einer Secunde sagte er sodann mit steigender Verwunderung:

„Es ist mein Billet.“

„Ja, aber gesteht, daß nur Ihr allein es erkennen konntet.“

„Und Ihr sagt, dieses Billet sei aus der Tasche der Frau Admiralin gefallen?“

„So gewiß, daß Jedermann glaubte, es handle sich um sie, und daß man sie überrumpeln wollte; sonst,“ fügte Catharina mit Achselzucken und ver-

ächtlichem Lächeln hinzu, „wie könnt Ihr sonst glauben, daß die zwei Personen, die Ihr beim Aufschlagen der Augen bemerktet, der Marschall von St. André und Herr von Joinville gewesen wären?"

„Und das Geheimniß dieser ganzen Intrigue, die gegen mich und eine von mir geliebte Person gerichtet ist?"

„Die Frau Admiralin allein kann es Euch sagen."

Franz führte ein goldenes Pfeifchen an seine Lippen und that einen gellen Pfiff.

Ein Offizier hob den Thürvorhang.

„Man gehe schnell ins Hotel des Admirals Rue de Bethisy und sage der Frau Admiralin, daß der König sie augenblicklich sprechen wolle."

Als Franz sich umdrehte, begegnete er dem festen und düstern Blick, den seine Mutter auf ihn heftete. Er fühlte, daß er roth wurde.

„Ich bitte um Verzeihung, Mutter," sagte er, beschämt, daß seine Anklage falsch gewesen, „ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich Verdacht auf Euch geworfen habe."

„Ihr habt mehr als Verdacht auf mich geworfen, Franz, Ihr habt mich schwer und hart angeschuldigt. Aber ich bin nicht umsonst Eure Mutter, und ich bin geneigt auch noch andere Anklagen zu ertragen."

„Mutter!"

„Laßt mich fortfahren," sagte Catharina, ihre Brauen runzelnd; denn da sie fühlte, daß ihr Gegner sich bog, so begriff sie auch, daß dieß der Augenblick war auf ihn zu drücken.

„Ich höre Euch an, Mutter," sagte Franz.

„Ihr habt Euch also zuerst darin getäuscht, und zweitens habt Ihr Euch noch weit schwerer darin getäuscht, daß Ihr mich Eure Unterthanin nanntet. Ich bin eben so wenig Eure Unterthanin, versteht Ihr mich, als Ihr mein König seid und je sein werdet. Ich wiederhole Euch, daß Ihr mein Sohn seid, Nichts mehr und Nichts weniger."

Der junge Mann knirschte mit den Zähnen und wurde todtenblaß.

„Ihr selbst, meine Mutter," sagte er mit einer Energie, welche Catharina nicht bei ihm vermuthet hatte, „Ihr selbst befindet Euch in einem seltsamen Irrthum; ich bin Euer Sohn, das ist wahr, aber eben weil ich Euer ältester Sohn bin, bin ich zu gleicher Zeit der König, und ich werde es Euch beweisen, meine Mutter."

„Ihr!" sagte Catharina, indem sie ihn anschaute wie eine Schlange, die im Begriff ist loszufahren, „Ihr . . . König . . . Und Ihr werdet mir beweisen, daß Ihr es seid, sagt Ihr?"

Sie brach in ein höhnisches abgestoßenes Gelächter aus.

„Ihr werdet es mir beweisen . . . und auf welche Art? Glaubt Ihr Euch denn fähig es Elisabeth von England und Philipp II. von Spanien in der Politik gleichzuthun? Ihr werdet mirs beweisen! Wie? Indem Ihr die gute Harmonie zwischen den Guisen und den Bourbonen, zwischen den Hugenotten und Katholiken wiederherstellt? Ihr werdet es mir beweisen! Etwa indem Ihr Euch an die Spitze der Armeen stellt, wie Euer Ahnherr Franz I. oder Euer Vater Heinrich II.?

Armer Junge! Ihr König! Wisset Ihr denn nicht, daß ich Euer Schicksal und Eure Existenz zwischen meinen Händen halte? Ich brauche blos ein Wort zu sagen, und die Krone gleitet von Eurem Haupte; ich brauche blos ein Zeichen zu machen, und die Seele entfliegt aus Eurem Körper. Schaut und höret, wenn Ihr Augen und Ohren habt, und Ihr werdet sehen, mein Herr Sohn, wie das Volk seinen König behandelt. Ihr! König! Unglücklicher der Ihr seid! Der König, das ist der Stärkere . . . und nun schaut Euch selbst und dann schaut mich an."

Catharina war furchtbar anzusehen, als sie diese letzten Worte sprach.

Sie trat drohend wie ein Gespenst auf den jungen König zu, der drei Schritte zurückwich und sich auf die Stuhllehne stützte, wie wenn er im Begriff wäre in Ohnmacht zu fallen.

„Ha!" sagte die Florentinerin, „Ihr seht wohl, daß ich noch immer die Königin bin und daß Ihr blos ein dummes schwaches Rohr seid, das der geringste Hauch zu Boden beugt; und Ihr wollt regieren . . . aber suchet doch um Euch her Diejenigen die in Frankreich regieren, Diejenigen welche die Könige sein würden, wenn ich nicht da wäre, um sie mit der Faust zurückzustoßen, so oft sie ihren Fuß auf die erste Stufe Eures Thrones setzen wollen. Sehet Herrn von Guise zum Beispiel, diesen Schlachtengewinner, diesen Städteeroberer: aber er ist hundert Fuß hoch, mein Herr Sohn, und Ihr reicht ihm mit Eurem Kopf sammt Eurer Krone nicht an die Ferse."

„Nun wohl, meine Mutter, ich werde Herrn von Guise in die Ferse beißen. An der Ferse wurde Achilles getödtet, wie man mir gesagt hat, und ich werde ihm und Euch zum Trotz regieren."

„Ja, ja, und wenn Ihr Herrn von Guise in die Ferse gebissen haben werdet, wenn Euer Achilles nicht an dem Biß, sondern an dem Gift gestorben sein wird, wer wird dann die Hugenotten bekämpfen? Täuschet Euch nicht hierin, Ihr seid weder schön wie Paris, noch tapfer wie Hector. Wißt Ihr, daß Ihr nach Herrn von Guise nur noch einen einzigen großen Feldherrn in Frankreich habt, denn ich hoffe doch, daß Ihr Euren Dummkopf von einem Connetabel von Montmorency, der sich noch in allen Gefechten wo er commandirte hat schlagen lassen, und Euren Höfling von einem Marschall von St. André, der nur in den Vorzimmern gesiegt hat, nicht darunter zählen werdet. Nein, Ihr habt nur noch einen einzigen großen Feldherrn, und Dieß ist Herr von Coligny. Nun wohl, dieser große Feldherr mit seinem Bruder Dandelot, der beinahe eben so groß ist wie er, wird, wenn nicht schon heute, doch morgen an der Spitze der furchtbarsten Partei stehen, die jemals einen Staat bedroht hat. Betrachtet diese Leute und dann betrachtet Euch; vergleichet Euch mit ihnen, so werdet Ihr sehen, daß sie gewaltige, in der Erde festgewurzelte Eichen sind, während Ihr blos ein erbärmliches Rohr seid, das sich unter dem Hauch aller Parteien krümmt und biegt."

„Aber was verlangt Ihr denn eigentlich von mir? Bin ich denn blos ein Werkzeug in Euren

Händen, und soll ich mich darein ergeben ein Spielzeug Eures Ehrgeizes zu sein?"

Catharina unterdrückte das vergnügte Lächeln, das im Begriff war auf ihre Lippen zu schweben, um sie zu verrathen. Sie begann ihre Macht wieder zu ergreifen, sie berührte mit den Fingerspitzen den Faden der Marionette, die einen Augenblick sich vermessen hatte allein handeln zu wollen, und sie traf Anstalten sie von Neuem nach ihrem Belieben in Bewegung zu setzen. Aber sie wollte ihren Triumph nicht zeigen, und entzückt über diesen Anfang der Niederlage ihres Gegners beschloß sie ihren Sieg zu vervollständigen.

„Was ich will, was ich von Euch verlange, mein Sohn," sagte sie mit ihrer heuchlerischen Stimme, die in ihrer Fuchsschwänzelei vielleicht furchtbarer war als in der Drohung, „das ist höchst einfach: ich will, daß Ihr mich Eure Macht fest begründen, Euer Glück sicher stellen lasset, nicht mehr und nicht weniger. Was liegt mir an allem Uebrigen? Denke ich etwa an mich selbst, wenn ich so spreche und wenn ich handle wie ich spreche? Sind nicht alle meine Anstrengungen darauf gerichtet Euch glücklich zu machen? He, mein Gott! glaubt Ihr denn, daß die Last einer Regierung so angenehm und so leicht sei, daß es mir Vergnügen mache sie zu tragen? Ihr sprecht von meinem Ehrgeiz. Ja, ich habe einen Ehrgeiz, nämlich so lange zu kämpfen, bis ich Eure Feinde niedergeworfen, oder bis sie sich wenigstens, einer um den andern, abgenützt haben. Nein, Franz," sagte sie mit scheinbarer Gemüthlichkeit, „sobald ich in Euch den Mann sehe

den ich wünsche, den König den ich hoffe, werde ich Euch mit Freuden, das könnt Ihr glauben, die Krone aufs Haupt setzen und den Scepter in die Hände legen. Aber, wenn ich es heute schon thäte, so würde ich Euch statt des Scepters ein schwaches Rohr geben, statt der goldenen Krone eine Dornenkrone aufs Haupt setzen. Wachset heran, mein Sohn! kommt zu Kräften, reifet unter den Augen Eurer Mutter wie ein Baum unter dem Blick der Sonne, und dann, wenn Ihr groß, stark und reif seid, dann seid König."

„Was muß ich also zu diesem Behuf thun, meine Mutter?" rief Franz in beinahe verzweifeltem Tone.

„Das will ich Euch sagen, mein Sohn. Ihr müßt vor allen Dingen dem Weib entsagen, das die erste Ursache von Allem ist."

„Dem Fräulein von St. André entsagen!" rief Franz, der sich auf Alles, nur auf diese Bedingung nicht gefaßt hielt; „dem Fräulein von St. André entsagen!" wiederholte er mit concentrirter Wuth. „Ha! Darauf also wolltet Ihr hinauskommen?"

„Ja, mein Sohn," sagte Catharina kalt, „Ihr müßt dem Fräulein von St. André entsagen."

„Niemals, Mutter!" antwortete Franz in entschlossenem Ton und mit der Energie, die er im Verlauf dieser Besprechung schon zwei oder dreimal bewiesen hatte.

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Franz," sagte die Florentinerin in demselben sanften, aber absoluten Ton, „Ihr müßt ihr entsagen, das ist der Preis den ich auf unsere Versöhnung setze; wo nicht, nicht!"

„Ihr wißt also nicht, daß ich sie bis zum Wahnsinn liebe, meine Mutter?"

Catharina lächelte über diese Naivetät ihres Sohnes.

„Wo wäre denn das Verdienst Eurer Entsagung, wenn Ihr sie nicht liebtet?" sagte sie.

„Aber warum denn ihr entsagen, mein Gott!"

„Im Interesse des Staates."

„Was hat denn das Fräulein von St. André mit den Interessen des Staates zu schaffen?" rief Franz II.

„Soll ichs Euch sagen?" fragte Catharina.

Aber der König unterbrach sie, wie wenn er zum Voraus nicht an ihrer Logik zweifelte, und sagte:

„Hört mich an, Mutter, ich kenne den überlegenen Geist, den Gott in Euch gelegt; ich erkenne die Schlaffheit und Trägheit, womit er mich bedacht hat; kurz ich erkenne Eure gegenwärtige und zukünftige Autorität an, ich verlasse mich in politischen Dingen, und sobald es sich um die Interessen des Reiches handelt, das Ihr so weise verwaltet, blindlings auf Euch. Aber um diesen Preis, meine Mutter, um den Preis der Abtretung all dieser Rechte, die einem Andern so kostbar wären, bitte ich Euch mir in meinen eigenen Angelegenheiten freie Hand zu lassen."

„In jedem andern Fall, ja! Und ich glaubte sogar, daß Ihr in dieser Sache mir Nichts vorzuwerfen hättet. Aber heute, nein!"

„Und warum nicht heute? warum diese Strenge in Bezug auf die einzige Frau, die ich noch wahrhaft geliebt habe?"

„Weil diese Frau mehr als jede andere, mein Sohn, den Bürgerkrieg in Euren Staaten herbeiführen kann, weil sie die Tochter des Marschalls von St. André, eines Eurer ergebensten Diener ist.“

„Ich werde Herrn von St. André als Commandanten in irgend eine große Provinz schicken, dann wird er die Augen zudrücken. Ueberdieß ist Herr von St. André in diesem Augenblick gänzlich von seiner Liebe zu seiner jungen Frau in Anspruch genommen, und seine junge Frau wird sehr froh sein, von einer Stieftochter getrennt zu werden, die an Geist und Schönheit mit ihr wetteifert.“

„Es ist möglich, daß dieß bei Herrn von St. André zutrifft, dessen Eifersucht sprichwörtlich geworden ist, und der seine Frau eingeschlossen hält, gerade wie ein Spanier aus den Zeiten des Cid. Aber Herr von Joinville, der Fräulein von St. André leidenschaftlich liebte und sie heirathen sollte, wird er seine Augen auch zudrücken? und wenn er es selbst aus Achtung vor dem König thut, wird er wohl auch seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, und seinem Vater, dem Herzog von Guise, die Augen verschließen können? In Wahrheit, Franz, erlaubt mir Euch zu sagen, Ihr seid ein armseliger Diplomat, und wenn Eure Mutter nicht wachte, so würde in den nächsten acht Tagen der erste beste Kronendieb Euch Eure Krone vom Haupt nehmen, wie ein nächtlicher Straßendieb einem Spießbürger seinen Mantel über die Schultern zieht. Zum letzten Mal, mein Sohn, Ihr müßt diesem Weib entsagen. und um diesen Preis, versteht Ihr mich, versöhnen wir uns offen, das wiederhole ich Euch,

und ich werde die Sache mit den Herrn von Guise beilegen. Begreifet Ihr mich und werdet Ihr mir gehorchen?"

„Ja, meine Mutter," sagte Franz II., „ich begreife Euch, aber ich werde Euch nicht gehorchen."

„Ihr werdet mir nicht gehorchen!" rief Catharina, die zum ersten Mal auf eine Hartnäckigkeit stieß, welche gleich dem Riesen Antäus neue Kräfte gewann, wenn man sie überwunden glaubte.

„Nein," fuhr Franz II. fort, „nein, ich werde Euch nicht gehorchen, und ich kann Euch nicht gehorchen. Ich liebe, sage ich Euch; ich befinde mich in den ersten Stunden einer ersten Liebe, und Nichts kann mich zwingen ihr zu entsagen. Ich weiß, daß ich auf einen dornenvollen Weg gerathen bin; vielleicht führt er mich zu einem unglücklichen Ziel; aber ich sage Euch, ich liebe und ich will über dieses Wort nicht hinaussehen."

„Dieß ist Euer fester Entschluß, mein Sohn?"

In diesen Worten mein Sohn, die gewöhnlich im Munde einer Mutter so sanft klingen, lag ein Ton unbeschreiblicher Drohung.

„Es ist mein fester Entschluß, Madame," antwortete Franz II.

„Ihr nehmet die Folgen Eurer tollen Starrköpfigkeit, wie sie auch sein mögen, auf Euch?"

„Wie sie auch sein mögen, ich nehme sie auf mich, ja."

„Dann, adieu, mein Herr, ich weiß was mir zu thun übrig bleibt."

„Adieu, Madame!"

Catharina that einige Schritte gegen die Thüre und hielt inne.

„Ihr werdet es blos Euch selbst zuzuschreiben haben,“ sagte sie, indem sie es mit einer letzten Drohung versuchte.

„Ich werde es nur mir selbst zuschreiben.“

„Bedenket, daß ich keinen Antheil an diesem tollen Entschluß habe, den Ihr da faßt, gegen Eure wahren Interessen zu kämpfen; daß, wenn Euch oder mir ein Unglück widerfährt, die ganze Verantwortlichkeit auf Euch allein lasten wird.“

„Es sei, meine Mutter, ich nehme diese Verantwortlichkeit auf mich.“

„Adieu also, Franz,“ sagte die Florentinerin mit einem furchtbaren Lachen und Blick.

„Adieu, meine Mutter,“ antwortete der junge Mann mit einem nicht minder boshaften Lachen, einem nicht minder drohenden Blick.

Und Sohn und Mutter trennten sich voll von tiefem gegenseitigem Haß.

IX.

Wo Herr von Condé dem König Aufruhr predigt.

Man erinnert sich des Versprechens, welches der Prinz von Condé am vorhergehenden Abend Robert Stuart gegeben, und daß er den jungen Mann bei einbrechender Nacht auf den Platz St. Germain l'Auxerrois beschieden hatte.

Der Prinz betrat den Louvre just in dem Augenblick, wo die Königin das Cabinet ihres Sohnes

verließ. Er wollte sein Versprechen erfüllen und den König um die Begnadigung des Rathes Dubourg bitten.

Man meldete ihn bei dem Könige.

„Er komme," antwortete der Monarch mit schwacher Stimme.

Der Prinz trat ein und bemerkte den jungen Mann, mehr liegend als sitzend in seinem Lehnstuhl, seine schweißbedeckte Stirne mit dem Schnupftuch abwischend.

Seine Augen waren erloschen, sein Mund stand offen, sein Gesicht war leichenblaß.

Man hätte ihn für eine Bildsäule der Furcht halten können.

„Ah, ah!" murmelte der Prinz, „das Kind hat Kummer."

Man vergesse nicht, daß der Prinz dem Ende der Scene zwischen dem König und dem Fräulein von St. André angewohnt und die Versprechungen gehört hatte, die derselbe seiner Maitresse gegeben.

Als der König den Prinzen bemerkte, erheiterte sich sein Gesicht auf einmal. Wäre die Sonne in eigener Person in das düstere Zimmer gekommen, sie hätte es nicht plötzlicher beleuchten können. Man hätte meinen sollen, der König habe eine große Entdeckung gemacht. Der Gedanke strahlte gleich einer Hoffnung auf seiner Stirne. Er erhob sich und ging dem Prinzen entgegen. Man konnte glauben, er wolle sich ihm an die Brust werfen und ihn umarmen.

Es war die Kraft, welche die Schwäche anzog, wie der Magnet das Eisen.

Der Prinz, dem sehr wenig an der Umarmung gelegen schien, verbeugte sich beim ersten Schritt, den der König auf ihn zumachte.

Franz, der jetzt selbst seinen ersten Drang niederhielt, blieb stehen und bot dem Prinzen seine Hand hin.

Dieser konnte nicht umhin die gebotene Hand zu küssen; und entschloß sich also sogleich dazu.

Nur fragte er, als er seine Lippen darauf drückte, sich selbst:

„Was zum Teufel kann ich ihm nützen, daß er mich heute so gut empfängt?"

„Oh, wie freue ich mich Euch zu sehen, mein Vetter!" sagte der König zärtlich.

„Und ich, Sire, ich bin zu gleicher Zeit erfreut und geehrt."

„Ihr hättet nicht gelegener kommen können, Prinz."

„Wirklich?"

„Ja, ich langweilte mich schrecklich."

„In der That," sagte der Prinz, „Euer Majestät trug im Augenblick, als ich eintrat, Spuren gründlicher Langeweile auf Ihrer Stirne."

„Es ist wahr. Ja, mein lieber Prinz, ich langweile mich abscheulich."

„Mit einem Wort königlich," sagte der Prinz, indem er sich lächelnd verbeugte.

„Und was das Traurigste bei all Dem ist, lieber Vetter," fuhr Franz II. mit tiefer Wehmuth fort, „Das ist, daß ich keinen Freund habe, dem ich meinen Kummer anvertrauen kann."

„Der König hat Kummer?" fragte Condé.

„Ja, und zwar ernstlichen, wahren Kummer, mein Vetter.“

„Und wer ist denn frech genug, um Euer Majestät Kummer zu bereiten?“

„Eine Person, die unglücklicher Weise das Recht dazu hat, mein Vetter.“

„Ich kenne Niemand, Sire, der das Recht hätte den König zu ärgern.“

„Niemand?“

„Niemand, Sire.“

„Nicht einmal die Königin Mutter?“

„Ah! ah!“ dachte der Prinz, „es scheint, die Königin Mutter hat ihrem Püppchen die Ruthe gegeben.“

Dann erwiderte er laut:

„Nicht einmal die Königin Mutter, Sire.“

„Ist das Eure Meinung, mein Vetter?“

„Es ist nicht blos meine Meinung, Sire, sondern auch, wie ich überzeugt bin, die Meinung aller getreuen Unterthanen Eurer Majestät.“

„Wißt Ihr auch, daß Ihr mir da etwas sehr Wichtiges saget, mein Herr Vetter.“

„In welcher Beziehung ist es wichtig, Sire?“

„In so fern Ihr einem Sohn Aufruhr gegen seine Mutter prediget.“

Und bei diesen Worten schaute er um sich wie ein Mensch der gehört zu werden fürchtet, obschon er offenbar allein ist.

In der That wußte Franz recht wohl, daß die Wände des Louvre für Jeden der ihr Geheimniß kannte die Töne hindurchließen, wie ein Seiher das Wasser durchläßt.

Da er also nicht seinen ganzen Gedanken zu gestehen wagte, so sagte er blos:

„Ah, es ist Eure Meinung, daß die Königin Mutter nicht das Recht habe mich zu ärgern. Was würdet denn Ihr thun, mein Vetter, wenn Ihr König von Frankreich wäret, und die Königin Mutter Euch ärgerte . . . mit einem Wort, wenn Ihr an meinem Platz wäret?"

Der Prinz begriff, auf was die Furcht des Königs sich bezog; aber da er gewohnt war in allen Verhältnissen des Lebens so zu sprechen, wie er dachte, so antwortete er:

„Was ich an Eurer Stelle thun würde, Sire?"

„Ja."

„An Eurer Stelle würde ich mich empören."

„Ihr würdet Euch empören?" rief Franz hochvergnügt.

„Ja," sagte der Prinz ganz einfach.

„Aber wie kann man sich empören, mein lieber Ludwig?" fragte Franz, indem er auf den Prinzen zuging.

„Darüber müßt Ihr Diejenigen fragen, die sich ein Geschäft daraus machen. Die Mittel der Empörung sind sehr vielfach: zum Beispiel, man gehorcht nicht, oder man thut wenigstens Alles was man kann, um sich einer ungerechten Gewalt, einer drückenden Tyrannei zu entziehen."

„Aber, Vetter," sagte Franz nachdenklich und offenbar über die Worte des Prinzen nachsinnend, „ein Leibeigener kann sich auf diese Art gegen seinen Herrn empören, aber ein Sohn kann sich, scheint es mir, im eigentlichen Sinn des Wortes eben so

wenig gegen seine Mutter empören, als ein Unterthan gegen seinen König."

„Was machen denn," sagte der Prinz, „eben jetzt diese Tausende von Hugenotten, die auf einmal in Euren entferntesten Provinzen so wie in den Niederlanden und in Deutschland aus der Erde emporzuwachsen scheinen, was machen sie, frage ich, anders als eine ungeheure Empörung gegen den Pabst? Und dieser ist doch sicherlich ein König, wie nur je einer."

„Ja, Prinz," antwortete Franz, dessen Nachdenklichkeit ins Düstere überging; „ja, Ihr habt Recht, und ich bin Euch dankbar, daß Ihr so mit mir sprecht. Ich sehe Euch zu selten, mein Vetter; Ihr seid ein Mitglied meiner Familie, derjenige Mann dem ich das größte Vertrauen schenke, derjenige Herr am Hof dem ich mit der meisten Freundschaft zugethan bin. Schon von Kindheit auf, mein lieber Prinz, hatte ich eine sympathische Zuneigung für Euch, die in Eurer muthvollen Offenheit die vollkommenste Rechtfertigung findet. Kein Anderer hätte mit mir gesprochen, wie Ihr so eben gesprochen habt: ich danke Euch doppelt dafür, und um Euch einen Beweis meiner Erkenntlichkeit zu geben, will ich Euch Etwas anvertrauen was ich noch Niemand gesagt, ein Geheimniß, das die Königin Mutter mir so eben entrissen hat."

„Sprecht, Sire."

Der König schlang seinen Arm um Condé's Hals.

„Mein lieber Prinz," fuhr er fort, „vielleicht werde ich auch nicht blos Eures Rathes, um den

ich so eben gebeten habe, sondern auch Eurer Unterstützung bedürfen."

„Ich stehe in jeder Beziehung Eurer Majestät zu Befehl."

„Nun wohl, Vetter, ich bin sterblich verliebt."

„In die Königin Marie? Ich weiß Das, Sire," sagte Condé, „und Dieß erregt wahren Scandal am Hofe."

„Nicht in die Königin Marie, sondern in eines ihrer Ehrenfräulein."

„Bah!" rief der Prinz, indem er sich äußerst erstaunt stellte. „Und es versteht sich von selbst, daß Euer Majestät mit Gegenliebe belohnt wird?"

„Man liebt mich unaussprechlich, Vetter."

„Und man hat Euer Majestät Beweise von dieser Liebe gegeben?"

„Ja."

„Es würde mich überraschen, Sire, wenn es nicht so wäre."

„Du fragst mich nicht wer, Ludwig?"

„Ich werde mir nicht erlauben meinen König auszufragen; aber ich erwarte, daß er gütigst seine Mittheilung vervollständige."

„Ludwig, es ist die Tochter eines der vornehmsten Herrn am Hofe Frankreichs."

„Ah bah!"

„Es ist die Tochter des Marschalls von St. André, Ludwig."

„Empfangt meine aufrichtigen Glückwünsche, Sire. Fräulein von St. André ist eine der schönsten Personen des Königreichs."

„Nicht wahr, nicht wahr, das ist Deine Ansicht, Ludwig?“ rief der König in der größten Freude.

„Schon lange, Sire, habe ich in Bezug auf Fräulein von St. André ganz dieselben Gedanken wie Euer Majestät.“

„Das ist eine weitere Sympathie zwischen uns Beiden, mein Vetter.“

„Ich möchte mich ihrer nicht zu rühmen wagen, Sire!“

„Du findest also, daß ich Recht habe?“

„Hundertmal Recht. Wenn man ein schönes Mädchen trifft, so hat man, sei man König oder Bauer, immer das Recht sie zu lieben, und besonders sich ihre Liebe zu erwerben.“

„Das ist also Deine Ansicht?“

„Ja, und so wird Jedermann denken mit Ausnahme des Herrn von Joinville ... Glücklicher Weise wird, denke ich, der König ihn nicht um Rath angehen, und da der Prinz wahrscheinlich niemals erfahren wird, welche Ehre der König seiner Braut angethan hat ...“

„Hierin täuschest Du Dich, Ludwig,“ sagte der König: „er weiß es.“

„Euer Majestät will sagen, daß er Etwas vermuthe?“

„Ich sage Dir, daß er Alles weiß.“

„Oh, das ist unmöglich ...“

„Wenn ich es Dir sage.“

„Dann ist es wenigstens unglaublich, Sire!“

„Und denoch mußt Du es glauben.“

„Gleichwohl,“ fuhr der König, die Stirne runzelnd, fort, „würde ich der Sache keine große Be-

deutung beilegen, wenn sie nicht Umstände von außerordentlicher Wichtigkeit zur Folge gehabt hätten, welche zwischen meiner Mutter und mir die heftige Scene herbeiführten, von der ich Dir einige Worte gesagt habe."

„Ei, was hat denn sonst noch Wichtiges sich ereignen können, Sire? Ich erwarte, daß Euer Majestät mich gütigst vollkommen in dieses Geheimniß einweihe," sagte der Prinz von Condé, der doch die Sache aufs Genaueste kannte, im treuherzigsten Ton.

Jetzt begann der König mit kläglicher Stimme, die jedoch von Zeit zu Zeit wieder eine gewisse grimmige Festigkeit annahm, den Auftritt zu erzählen, der zwischen ihm und seiner Mutter stattgefunden hatte.

Der Prinz hörte mit tiefer Aufmerksamkeit zu. Als Franz geendet hatte, sagte er:

„Nun wohl, Sire, es scheint mir, daß Ihr Euch ganz gut aus der Sache gezogen habt, und daß Ihr endlich einmal Euer eigener Herr seid."

Der König schaute den Prinzen an, steckte seinen Arm unter den seinigen und sagte:

„Ja, mein Vetter, ja, ich habe mich gut herausgezogen; wenigstens hat mir, so lange sie da war, Etwas, was der Freude eines Sclaven gleicht der seine Kette bricht, Kraft verliehen. Ich ließ die Königin mit dem Glauben weggehen, daß meine Empörung ernstlich gemeint sei. Aber als sie die Thüre hinter sich geschlossen hatte, als ich allein war — sehet, ich muß offen gegen Euch sein — da spannten sich alle Muskeln meines Körpers, alle

Fibern meines Willens ab, und wenn Ihr nicht gekommen wäret, Vetter, so glaube ich, ich wäre wie sonst zu ihr gegangen, hätte mich ihr zu Füßen geworfen und sie um Verzeihung gebeten."

„Oh, thut das ja nicht, Sire!" rief Condé, „Ihr wäret verloren."

„Ich weiß es wohl," sagte der König, indem er Condé's Arm drückte, wie ein Schiffbrüchiger das schwanke Brett festhält, von dem er sein Heil erwartet.

„Aber um Euch eine solche Angst einzujagen, muß die Königin Mutter Euch mit irgend einem großen Unglück, mit irgend einer schweren Gefahr bedroht haben."

„Sie hat mich mit dem Bürgerkrieg bedroht."

„Ah! und wo erblickt Ihre Majestät denn den Bürgerkrieg?"

„Nun, da wo Ihr selbst ihn so eben auch erblicktet, Vetter. Die Hugenottenpartei ist mächtig; aber Herr von Guise, ihr Feind, ist auch mächtig. Nun wohl, meine Mutter, die Nichts als die Guisen sieht, die nur durch die Guisen das Königreich beherrscht, und mich mit einer Verwandten der Herren von Guise verheirathet hat, meine Mutter hat mich mit dem Zorn der Herrn von Guise bedroht und mir sogar in Aussicht gestellt, daß sie mich gänzlich im Stich lassen würden."

„Und das Resultat von alle dem, Sire?

„Daß die Ketzer Herren im Reiche würden."

„Und Ihr habt darauf geantwortet, Sire?"

„Nichts, Ludwig. Was konnte ich antworten?"

„Oh, sehr viel, Sire."

Der König zuckte die Achseln.

„Eines unter Anderem,“ fuhr der Prinz fort.

„Nun was?“

„Daß es ein Mittel gäbe die Ketzer zu verhindern, daß sie die Oberhand im Reiche gewinnen.“

„Und dieses Mittel?“

„Wenn Ihr Euch selbst an die Spitze der Ketzer stelltet, Sire.“

Der junge König stand einen Augenblick nachdenklich und mit gerunzelter Stirne da.

„Ja, sagte er, „es liegt da eine vortreffliche Idee zu Grund, mein Vetter, es ist dieß eines jener Schaukelspiele, worin meine Mutter Catharina sich auszeichnet. Aber die protestantische Partei haßt mich.“

„Und warum sollte sie Euch hassen, Sire? Sie weiß, daß Ihr bisher nur ein Werkzeug in den Händen Eurer Mutter gewesen seid.“

„Werkzeug! Werkzeug!“ wiederholte Franz.

„Habt Ihr es nicht so eben selbst gesagt, Sire? Die hugenottische Partei führt Nichts gegen den König im Schild: sie haßt die Königin Mutter, das ist Alles.“

„Ich hasse sie auch, ich,“ murmelte der junge Mensch leise.

Der Prinz fing diese Worte auf, so leise sie gesprochen waren.

„Nun wohl, Sire?“ fragte er.

Der König sah seinen Vetter an.

„Wenn der Plan Euch gut dünkt,“ fuhr der Prinz fort, „warum wollt Ihr ihn nicht annehmen?“

„Sie werden kein Vertrauen zu mir haben, Ludwig; ich werde ihnen eine Bürgschaft geben müssen; und welche Bürgschaft könnte ich ihnen geben?“

„Ihr habt Recht, Sire; aber die Gelegenheit ist gut. Ihr könnt ihnen in diesem Augenblick eine Bürgschaft, eine wahrhaft königliche Bürgschaft geben, ein Menschenleben.“

„Ich begreife nicht,“ sagte der König.

„Ihr könnt den Rath Dubourg begnadigen.“

„Mein Vetter,“ sagte der König erblassend, „auf dieser Stelle hier hat so eben meine Mutter zu mir gesagt, er müsse sterben.“

„Ihr sagtet also zu Eurer Mutter, daß er am Leben bleiben müsse, Sire?“

„Oh, Anne Dubourg zu begnadigen!“ murmelte der junge Mann, indem er um sich blickte, als ob schon dieser Gedanke ihn mit Furcht erfüllte.

„Nun wohl, ja, Sire, begnadigt Anne Dubourg! was sehet Ihr denn so Erstaunliches darin?“

„Allerdings Nichts, mein Vetter.“

„Ist es nicht Euer Recht?“

„Es ist das Recht des Königs, ich weiß es.“

„Seid Ihr nicht der König?“

„Ich bin es wenigstens noch nicht gewesen.“

„Nun wohl, Sire, so könnt Ihr durch eine schöne Pforte in das Königthum eingehen, auf einer herrlichen Stufe zum Thron emporsteigen.“

„Aber der Rath Anne Dubourg . . .“

„Ist einer der tugendhaftesten Männer Eures Königreichs, Sire. Fragt Herrn de l'Hospital, der sich darauf versteht.“

„Ich weiß in der That, daß er ein rechtschaffener Mann ist."

„Ah, Sire! es ist schon viel, daß Ihr das sagt."

„Viel?"

„Ja, ein König läßt einen Mann nicht sterben, den er als rechtschaffen anerkannt hat."

„Er ist gefährlich."

„Ein rechtschaffener Mann ist nie gefährlich."

„Aber die Herrn von Guise verabscheuen ihn."

„Ah!"

„Aber meine Mutter verabscheut ihn."

„Ein weiterer Grund, Sire, um Eure Empörung gegen die Herrn von Guise und gegen die Königin Mutter durch Begnadigung des Rathes Dubourg zu beginnen."

„Vetter!"

„Ich hoffe wahrhaftig, daß Eure Majestät sich nicht die Mühe nehmen wird sich gegen die Königin Mutter zu empören, um ihr angenehm zu sein."

„Das ist wahr, Ludwig; aber der Tod des Herrn Dubourg ist bewilligt; diese Sache ist zwischen den Herrn von Guise, meiner Mutter und mir abgemacht; sie läßt sich nicht mehr abändern."

Der Prinz von Condé konnte nicht umhin einen Blick der Verachtung auf diesen König zu werfen, welcher den Tod eines der rechtschaffensten Beamten des Reichs als eine abgemachte und unabänderliche Sache betrachtete, während dieser Beamte noch lebte und er, der König, nur ein Wort zu sagen brauchte, um ihn am Leben zu erhalten.

„Da dieß eine abgemachte Sache ist, Sire",

sagte er im Ton tiefer Verachtung, „so laßt uns nicht mehr davon sprechen."

Und er schickte sich an Abschied zu nehmen, aber der König hielt ihn zurück.

„Ja, so ists," sagte er, „sprechen wir nicht mehr von dem Rath, aber laßt uns von etwas Anderm sprechen."

„Und von was, Sire?" fragte der Prinz, der nur in dieser Absicht gekommen war.

„Ei, nun, mein lieber Prinz, gibt es denn blos einen einzigen Weg, um aus einer mißlichen Lage herauszukommen? Ihr habt einen erfindungsreichen Geist: ersinnet mir ein zweites Mittel."

„Sire, Gott hatte Euch das erste angezeigt, die Menschen werden nichts Aehnliches erfinden."

„In Wahrheit, mein Vetter," sagte der junge König, „ich bin selbst tief bewegt bei dem Gedanken, daß ich einen Unschuldigen sterben lasse."

„Dann, Sire," sagte der Prinz mit einer gewissen Feierlichkeit, „dann höret auf diese Stimme Eures Gewissens. Auch die Güte ist fruchtbar, auch sie macht im Herzen des Unterthanen die Liebe zu seinem König erblühen. Begnadiget Herrn Dubourg, Sire, und von dem Augenblicke an, wo Ihr Gnade geübt, das heißt von einem göttlichen Recht Gebrauch gemacht haben werdet, wird Jedermann wissen, daß Ihr souverän und in Wahrheit regieret."

„Du willst es, Ludwig?"

„Sire, ich erbitte mirs als eine Gnade und zwar, das schwöre ich Euch, im Interesse Eurer Majestät."

„Aber was wird die Königin sagen?"

„Welche Königin, Sire?"

„Die Königin Mutter, bei Gott."

„Sire, es darf keine andere Königin im Louvre geben, als die tugendhafte Gemahlin Eurer Majestät. Frau Catharina ist Königin, weil man sie fürchtet. Verschaffet Euch Liebe, Sire, und Ihr werdet König sein."

Der König schien sich große Gewalt anzuthun und einen entscheidenden Entschluß zu fassen.

„Nun wohl," sagte er, „ich werde den Ausdruck wiederholen, den Ihr so gut erläutert habt. Es ist ausgemacht, mein lieber Ludwig; Dank für Eure guten Rathschläge, Dank daß Ihr mich zu einem Act der Gerechtigkeit veranlaßt, Dank daß Ihr mir einen Gewissensbiß erspart. Gebt mir eine Feder und ein Pergament."

Der Prinz von Condé rückte den Lehnstuhl des Königs an den Tisch.

Der König setzte sich.

Der Prinz von Condé reichte ihm das Pergament das er gefordert hatte; der König ergriff die Feder welche der Prinz ihm reichte, und schrieb die sacramentliche Phrase:

„Franz II., von Gottes Gnaden, König von Frankreich, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsern Gruß."

So weit war er gekommen, als der Offizier, den er ins Hotel Coligny geschickt hatte, erschien und die Frau Admiralin anmeldete.

Der König unterbrach sich, stand plötzlich auf, und sein bisher sanftes Gesicht nahm einen unaussprechlich grimmigen Ausdruck an.

„Was habt Ihr, Sire?" fragte der Prinz von Condé, der über diese rasche Veränderung selbst erstaunt war.

„Ihr sollt es sogleich erfahren, mein Vetter."

Dann wandte er sich gegen den Offizier zurück und befahl:

„Laßt die Frau Admiralin eintreten."

„Die Frau Admiralin hat Euer Majestät ohne Zweifel in einer persönlichen Angelegenheit zu sprechen, Sire?' sagte der Prinz; „ich will abtreten, wenn Euer Majestät es erlaubt."

„Nein! Ich wünsche im Gegentheil, daß Ihr bleibet, mein Vetter, daß Ihr unserer Besprechung anwohnet, daß Ihr kein Wort davon verlieret. Ihr wißt bereits, wie ich verzeihe," sagte er, auf das Pergament deutend, „ich will Euch jetzt zeigen, wie ich bestrafe."

Den Prinzen überkam Etwas wie ein kalter Schauer. Er begriff, daß diese Anwesenheit der Admiralin bei dem König, zu welchem sie immer nur gezwungen kam, sich auf den Grund bezog, der ihn selbst hierhergeführt, und er hatte eine Art dunkler Ahnung, daß etwas Schreckliches sich zutragen würde.

Der Vorhang hob sich, nachdem er einige Secunden wieder zugefallen war, von Neuem, und die Admiralin erschien.

X.

Worin der König seine Ansicht in Betreff des Herrn von Condé und des Rathes Anne Dubourg ändert.

Die Frau Admiralin hatte, ehe sie den König sah, zuerst den Prinzen von Condé bemerkt und wollte ihm eben den heitersten, freundlichsten Blick zuwerfen, als dieser Blick unvermuthet auf das Gesicht des Königs fiel.

Der Ausdruck von Zorn, der in diesem Gesicht zu lesen stand, machte, daß die Admiralin den Kopf senkte und zitternd näher trat.

Vor dem König angekommen, verbeugte sie sich.

„Ich habe Euch rufen lassen, Frau Admiralin," sagte der König mit erbleichenden Lippen und zusammengebissenen Zähnen, „um von Euch die Auflösung eines Räthsels zu erfragen, das ich seit diesem Morgen vergebens zu errathen suche."

„Ich bin stets zu den Befehlen meines Königs," stammelte die Admiralin.

„Selbst wenn es sich um Entzifferung von Räthseln handelt?" versetzte Franz. „Um so besser! Freut mich sehr Das zu vernehmen, und wir wollen unverweilt an die Arbeit gehen."

Die Admiralin verbeugte sich.

„Wollt doch gefälligst," fuhr der König fort, „Unserem lieben Vetter Condé und Uns erklären, wie es kommt, daß ein auf Unsern Befehl an eine Person vom Hofe geschriebenes Billet gestern Abend von Euch in den Gemächern der Königin Mutter verloren worden ist?"

Der Prinz von Condé begriff jetzt, was der Schauder besagen wollte, der ihn bei der Anmeldung der Admiralin angewandelt hatte.

Die ganze Wahrheit erschien vor seinen Augen, wie wenn sie aus der Erde hervorstiege, und die furchtbaren Worte des Königs: „Ich werde Euch jetzt zeigen, wie ich bestrafe," summten ihm in den Ohren.

Er blickte die Admiralin an.

Diese hatte ihre Augen fest auf ihn geheftet, denn sie schien ihn zu fragen;

„Was soll ich dem König antworten?"

Der König begriff die Pantomime der beiden Mitschuldigen nicht und fuhr fort:

„Nun wohl, Frau Admiralin, das Räthsel ist vorgelegt; wir fragen Euch um die Auflösung."

Die Admiralin schwieg.

Der König fuhr fort:

„Aber vielleicht habt Ihr meine Frage nicht gut begriffen: ich will sie wiederholen. Wie kommt es, daß ein nicht an Euch gerichtetes Billet sich in Euern Händen befunden hat, und durch welche Ungeschicklichkeit oder welche verrätherische Bosheit ist es aus Eurer Tasche auf den Teppich im Zimmer der Königin Mutter gefallen, und vom Teppich im Zimmer der Königin Mutter in die Hände des Herrn von Joinville gerathen?"

Die Admiralin hatte Zeit gehabt sich zu erholen.

„Ganz einfach, Sire," sagte sie, ihre Kaltblütigkeit wieder gewinnend. „Ich habe dieses Billet in dem Gang des Louvre gefunden, der nach dem Saal der Verwandlungen führt; ich hob es auf,

las es, und da ich die Handschrift nicht kannte, nahm ich es zur Königin Mutter mit, um sie zu fragen, ob sie mehr wisse als ich. Bei Ihrer Majestät befand sich eine große Gesellschaft von Dichtern und Schriftstellern, und unter Andern Herr von Brantome, der so wunderbare Geschichten erzählte, daß wir Alle bis zu Thränen lachten, und ich wie die Andern, Sire; während des Lachens zog ich mein Schnupftuch heraus, und bei dieser Gelegenheit spielte sich das unglückliche Billet, das ich vergessen hatte, aus meiner Tasche und fiel auf den Boden. Als ich es suchen wollte, war es nicht mehr da, weder in meiner Tasche noch um mich her, und ich vermuthe, daß Herr von Joinville es bereits aufgehoben hatte."

„Die Sache ist sehr wahrscheinlich," sagte der König mit einem spöttischen Lächeln; „aber ich nehme sie nicht für wahr, so wahrscheinlich sie auch sein mag."

„Was will Euer Majestät damit sagen?" fragte die Admiralin unruhig.

„Ihr habt das Billet gefunden?" fragte der König.

„Ja, Sire."

„Nun, dann werdet Ihr mir sehr leicht sagen können, in was es eingewickelt war."

„Ei," stammelte die Admiralin, „es war gar nicht eingewickelt, Sire."

„In gar Nichts?"

„Nein," sagte die Admiralin erblassend; „es war blos vierfach gefaltet."

Ein Blitz durchzuckte den Geist des Prinzen von Condé.

Offenbar hatte Fräulein von St. André dem König den Verlust ihres Billets durch den Verlust ihres Schnupftuchs erklärt. Unglücklicher Weise blieb die Sache, die für Herrn von Condé klar wurde, für die Frau Admiralin dunkel.

Sie senkte also ihr Haupt unter dem forschenden Blick des Königs, wurde immer unruhiger, und gestand durch ihr Schweigen, daß sie den Zorn verdient hatte, den sie auf sich lasten fühlte.

„Frau Admiralin," sagte Franz, „für eine fromme Person wie Ihr seid müßt Ihr selbst zugeben, daß dies eine höchst freche Lüge ist."

„Sire!" stammelte die Admiralin.

„Sind das die Früchte der neuen Religion, Madame?" fuhr der König fort. „Da ist unser Vetter Condé, der, obschon ein katholischer Prinz, Uns so eben noch in wahrhaft ergreifenden Worten die Reformation gepredigt hat. Antwortet doch selbst der Frau Admiralin, lieber Vetter, und sagt ihr in Unserem Namen, daß man, welcher Religion man auch angehören mag, immer schlecht ankommt, wenn man seinen König betrügt."

„Gnade, Sire!" stammelte die Admiralin mit Thränen in den Augen, als sie den Zorn des Königs mit der Schnelligkeit der Fluth anwachsen sah.

„Und warum bittet Ihr mich um Gnade, Frau Admiralin?" sagte Franz. „Ich hätte vor nicht ganz einer Stunde, man hätte mir von Euch sagen mögen, was man hätte wollen, eine Hand darauf

ins Feuer gehalten, daß Ihr die tugendfesteste Person meines Königreichs wäret."

„Sire!" rief die Admiralin, indem sie stolz ihr Haupt wieder erhob, „Euern Zorn kann ich ertragen, aber Eure Spöttereien nicht. Es ist wahr, ich habe das Billet nicht gefunden."

„Ah, Ihr gestehet es?" sagte der König triumphirend.

„Ja, Sire," antwortete die Admiralin einfach.

„Dann hat Euch Jemand das Billet gegeben?"

„Ja, Sire."

Der Prinz folgte dem Gespräch mit der offenbaren Absicht einzuschreiten, sobald er glauben würde, der Augenblick sei gekommen.

„Und wer hat es Euch gegeben, Frau Admiralin?" fragte der König.

„Ich kann Euch diese Person nicht nennen," antwortete Frau von Coligny in festem Tone.

„Und warum denn nicht, meine Base?" sagte der Prinz von Condé, indem er dazwischen trat und ihr das Wort abschnitt.

„Ja, warum nicht?" versetzte der König, erfreut über die Verstärkung, die ihm zukam.

Die Admiralin sah den Prinzen an, als wollte sie ihn um die Erklärung seiner Worte fragen.

„Wahrhaftig," fuhr der Prinz, die stumme Frage der Admiralin beantwortend, fort, „ich habe keinen Grund, dem König die Wahrheit zu verbergen."

„Ah," sagte der König, sich wieder an den Prinzen wendend, „Ihr wißt also das Stichwort in dieser Geschichte?"

„Allerdings, Sire."

„Und woher?"

„Nun ja, Sire," antwortete der Prinz, „weil ich selbst die Hauptrolle darin gespielt habe."

„Ihr, mein Herr?"

„Ich selbst, Sire."

„Und wie kommt es, daß Ihr mir bis jetzt noch kein Wort davon gesagt habt?"

„Weil Ihr mir," antwortete der Prinz, „nicht die Ehre erwiesen habt mich darüber zu fragen, Sire, und weil ich mir nicht erlauben würde meinem gnädigen Souverän irgend eine Anecdote zu erzählen, ohne von ihm dazu ermächtigt zu sein."

„Eure Ehrerbietung gefällt mir, Vetter Ludwig," sagte Franz; „gleichwohl hat der Respect seine Gränzen und man kann den Fragen seines Souveräns zuvorkommen, wenn man ihm nützlich oder wenigstens angenehm zu sein glaubt. Erweist mir also den Gefallen, mein Herr, mir Alles zu sagen was Ihr über diesen Gegenstand wißt, und welche Rolle Ihr bei dieser ganzen Geschichte gespielt habt."

„Ich habe die Rolle des Zufalls gespielt. Ich bins, der das Billet gefunden hat."

„Ah! Ihr seids!" sagte der König, indem er die Stirne runzelte und den Prinzen streng ansah. „Dann wundere ich mich nicht mehr, daß Ihr auf meine Fragen gewartet habt. Ah! Ihr habt das Billet gefunden?"

„Ja, Sire, ich."

„Und wo?"

„Nun, in dem Gang, der zum Saal der Ver-

wandlungen führt, wie die Frau Admiralin so eben die Ehre hatte Euch zu sagen."

Der Blick des Königs schweifte vom Prinzen auf die Admiralin und schien erforschen zu wollen, welches Einverständniß zwischen ihnen stattfinden möchte.

„Also, mein Vetter," sagte er, „da Ihr es gefunden habt, so müßt Ihr auch wissen, in was es eingeschlossen war."

„Es war nicht eingeschlossen, Sire."

„Wie!" rief der König erblassend, „Ihr unterſteht Euch mir zu sagen, es sei nicht eingeschlossen gewesen?"

„Ja, Sire, ich habe die Kühnheit die Wahrheit zu sagen, und ich habe die Ehre Eurer Majestät zu wiederholen, daß das Billet nicht eingeschlossen, sondern zart umwickelt war."

„Umwickelt oder eingeschlossen, mein Herr," sagte der König, „ist das nicht ganz gleich?"

„Ei, Sire," versetzte der Prinz, „es ist ein außerordentlicher Unterschied zwischen den beiden Worten. Man schließt einen Gefangenen ein, aber man umwickelt einen Brief."

„Ich wußte nicht, daß Ihr ein so großer Sprachgelehrter seid, mein Vetter."

„Die Muße, welche mir der Friede läßt, gestattet mir die Grammatik zu studiren, Sire."

„Kurz und gut, mein Herr, sagt mir, in was das Billet eingewickelt oder eingeschlossen war."

„In ein feines, an den vier Ecken gesticktes Schnupftuch, Sire, und in eine der Ecken war das Billet eingebunden."

„Wo ist dieses Schnupftuch?"

Der Prinz zog es aus seiner Brust.

„Hier, Sire!"

Der König riß es ihm heftig aus der Hand.

„Gut! Aber jetzt, wie kommt es, daß das von Euch gefundene Billet in die Hände der Frau Admiralin gerathen ist?"

„Nichts Einfacheres als das, Sire. Auf der Treppe des Louvre begegnete ich der Frau Admiralin und sagte zu ihr: Base, hier ist ein Billet, das irgend ein Herr oder eine Dame vom Louvre verloren hat. Erkundigt Euch doch, wer ein Billet verloren haben mag — die Sache ist Euch leicht durch Dandelot, der die Wache hat — und gebt es gefälligst seinem Eigenthümer zurück."

„Das ist in der That sehr natürlich, Vetter," sagte der König, der von der ganzen Geschichte kein Wort glaubte.

„Also, Sire," sagte der Prinz von Condé, indem er Miene machte abzutreten, „da ich die Ehre gehabt habe Euer Majestät vollständig zu befriedigen . . ."

Aber der König hielt ihn mit einer Geberde zurück.

„Noch ein Wort, Vetter, wenn ich bitten darf," sagte er.

„Gerne, Sire."

„Frau Admiralin," sagte der König, indem er sich gegen Frau von Coligny umwandte, „ich erkenne Euch als eine loyale Unterthanin; denn in der Stellung, worin Ihr Euch dem Herrn Prinzen von Condé gegenüber befandet, habt Ihr mir Alles

gesagt was Ihr mir sagen konntet. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Euch bemüht habe. Ihr seid frei und ich bleibe Euch in Gnaden gewogen. Der Rest der Erklärung betrifft Herrn von Condé."

Die Admiralin verbeugte sich und ging.

Herr von Condé hätte gerne Dasselbe gethan, aber er wurde durch den Befehl des Königs zurückgehalten.

Als die Admiralin sich entfernt hatte, ging der König mit übereinander gebissenen Zähnen und blauen Lippen auf den Prinzen zu.

„Mein Herr," sagte er, „Ihr hattet nicht nöthig Euch an die Frau Admiralin zu wenden, um zu erfahren, an wen das Billet gerichtet war."

„Wie so, Sire?"

„Weil in der einen Ecke des Schnupftuchs die Anfangsbuchstaben und in der andern das Wappen des Fräuleins von St. André eingestickt ist."

Jetzt war es an Herrn von Condé den Kopf zu senken.

„Ihr wußtet, daß das Billet dem Fräulein von St. André gehörte, und obschon Ihr das wußtet, habt Ihr es möglich gemacht, daß es der Königin Mutter in die Hände fiel."

„Euer Majestät wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen anzuerkennen, daß ich nicht wußte, daß das Billet auf ihren Befehl geschrieben war, und daß die Bekanntwerdung desselben sie blosstellen konnte."

„Mein Herr, da Ihr die Bedeutung der Worte unserer Sprache so gut kennt, so müßt Ihr auch wissen, daß Nichts meine Majestät blosstellt; ich

thue, was mir beliebt, Niemand hat Etwas daran zu sehen oder dreinzusprechen, und der Beweis ..."

Er ging an den Tisch und nahm das Pergament, auf das er bereits anderthalb Zeilen geschrieben hatte.

„Und der Beweis, da seht ..."

Er machte eine Bewegung, als ob er das Pergament zerreißen wollte.

„Ah, Sire, laßt Euern Zorn auf mich fallen und nicht auf einen Unschuldigen!"

„Sobald mein Feind ihn beschützt, ist er für mich nicht mehr unschuldig, mein Herr."

„Euer Feind, Sire!" rief der Prinz; „betrachtet mich der König als seinen Feind?"

„Warum nicht, da ich von diesem Augenblick an der Eurige bin?"

Und er zerriß das Pergament.

„Sire, Sire, um Gotteswillen!" rief der Prinz.

„Mein Herr, das ist meine Antwort auf die Drohung, die Ihr so eben im Namen der Hugenottenpartei an mich richtetet. Ich biete ihr Trotz, mein Herr, und Euch mit ihr, wenn es Euch zufällig beliebt das Commando derselben zu übernehmen. Heute Abend wird der Rath Anne Dubourg hingerichtet."

„Sire, es ist das Blut eines Unschuldigen, das Blut eines Gerechten das da fließen wird."

„Ganz gut," sagte der König, es mag fließen und Tropfen um Tropfen auf das Haupt desjenigen zurückfallen der es vergießt."

„Und dieser ist, Sire?"

„Ihr selbst seid es, Herr von Condé."

Damit wies er dem Prinzen die Thüre und sagte:

„Entfernt Euch, mein Herr.“

„Aber Sire . . .“ bat der Prinz.

„Geht, sage ich Euch!“ rief der König, zähneknirschend und mit dem Fuß stampfend. „Es gäbe keine Sicherheit für Euch, wenn Ihr noch zehn Minuten im Louvre bliebet.“

Der Prinz verbeugte sich und ging.

Der König fiel zermalmt in seinen Lehnstuhl, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf zwischen seinen Händen.

XI.

Kriegserklärung.

Man begreift leicht, daß der Prinz von Condé nicht minder wüthend war als der König, und seine Wuth war um so grimmiger, als er den ganzen Vorfall blos sich selbst zuschreiben konnte, da er selbst zu Fräulein von St. André gegangen war, das Billet in dem Schnupftuch entdeckt und es dem Admiral von Coligny übergeben hatte.

Wie alle Leute, die sich durch ihren eigenen Fehler in einen schlimmen Handel verstrickt sehen, beschloß er daher den seinigen bis aufs Aeußerste zu treiben und selbst das letzte Schiff zu verbrennen, auf das er sich hätte zurückziehen können.

Ueberdieß wäre es nach all den Leiden, die er um Fräulein von St. André ausgestanden, seine größte Verzweiflung, ja in seinen Augen eine

Schmach und ein Beweis von Unmacht gewesen, wenn er sich zurückgezogen hätte, ohne noch auf dem Rückzug jenen Partherpfeil abzudrücken, der so häufig zurückprallt und das Herz des Verliebten durchbohrt, welcher ihn abgeschossen: nämlich die Rache.

Nun hatte er die Rache am König bereits beschlossen; aber über die Rache an Fräulein von St. André sann er noch nach.

Einen Augenblick fragte er sich, ob nicht eine gewisse Feigheit darin liege, wenn er als Mann sich an einem Weib räche; aber er mußte sich darauf antworten, daß dieses heuchlerische und rachsüchtige junge Mädchen, das ohne Zweifel noch am selben Tag die erklärte Maitresse des Königs werden sollte, keineswegs ein schwacher Feind sei.

Ja gewiß, er setzte sich einer geringeren Gefahr aus, wenn er dem tapfersten und gewandtesten Herrn vom Hof eine Herausforderung zuschickte, als wenn er sich rücksichtslos mit Fräulein von St. André überwarf.

Er wußte wohl, daß daraus ein tödtlicher Krieg ohne Aussicht auf Frieden oder Waffenruhe entstehen, daß dieser Krieg eine Menge von Gefahren, Hinterhalten, offenen oder versteckten Angriffen mit sich führen und so lange dauern mußte, als die Liebe des Königs dauerte.

Und bei der glänzenden Schönheit seiner Feindin, bei ihrem falschen Charakter, bei ihrem wollüstigen Temperament begriff er, daß diese Liebe, gleich der Liebe Heinrichs II. zu der Herzogin von

Valentinois, ihr ganzes Leben hindurch dauern konnte.

Er setzte sich also nicht der Gefahr des tapfern Mannes aus, welcher dem Löwen kühn und offen die Stirne bietet, sondern er trotzte der weit ernsteren, wenn auch scheinbar weniger bedeutenden Gefahr des unvorsichtigen Reisenden, der mit einem einfachen Gertchen in der Hand sich den Spaß macht jene bezaubernde Cobra Capella zu reizen, deren geringster Biß tödtlich ist.

Diese Gefahr war in Wirklichkeit so groß, daß der Prinz sich einen Augenblick fragte, ob es durchaus nothwendig sei diesen neuen Blitz zu den Donnerwettern hinzuzufügen, die bereits über seinem Haupte tosten.

Aber wie er Bedenken getragen hatte, als er vor näherer Ueberlegung gefürchtet hatte in eine Feigheit zu verfallen, ebenso fühlte er sich unwiderstehlich vorangedrängt, als er sah, daß seine scheinbar feige Handlung bis zum Wahnsinn verwegen war.

Hätte er die Treppen hinabsteigen, über den Hof schreiten, wieder in einem andern Flügel hinaufsteigen müssen, kurz, wäre ihm zwischen seinem Weggehen aus dem Cabinet des Königs und seinem Eintritt in die Wohnung des Fräuleins von St. André Zeit zu einer ernsteren Ueberlegung geblieben, so wäre ihm vielleicht die Vernunft zu Hilfe gekommen, und gleich der Minerva der Alten, welche Ulysses bei der Hand aus dem Gewühl zog, würde die kalte Göttin ihn aus dem Louvre gezogen haben. Aber unglücklicherweise brauchte der

Prinz nur auf dem Corridor, wo er sich bereits befand, weiter zu gehen, um nach einer oder zwei Biegungen auf die Thüre des Fräuleins von St. André zu stoßen.

Er fühlte daß jeder Schritt ihn näher zu ihr führte, und mit jedem Schritt wurden die Pulsschläge seines Herzens schneller und heftiger.

Endlich gelangte er vor dieser Thüre an.

Er konnte den Kopf abwenden, vorbeigehen, seinen Weg fortsetzen. Allerdings war dieß der Rath, den ihm sein guter Engel ganz leise ertheilte, aber er hörte nur auf den bösen. Er blieb stehen, wie wenn seine Füße sich im Fußboden festgewurzelt hätten, und Daphne schien nach ihrer Verwandlung in einen Lorbeerbaum nicht unbeweglicher in der Erde zu haften.

Nach einem Augenblicke, nicht der Zögerung, sondern der Ueberlegung, sagte er wie Cäsar, als er seinen Spieß über den Rubicon warf:

„Wohlan denn! der Würfel ist gefallen.“

Und er klopfte.

Die Thüre ging auf.

Es war immer noch möglich, daß Fräulein von St. André ausgegangen war, oder daß sie ihn nicht empfangen wollte.

Das Schicksal war in die Sterne geschrieben — Fräulein von St. André befand sich zu Hause, und die Worte: er möge eintreten! gelangten bis zu den Ohren des Prinzen.

In der Zwischenzeit, die man brauchte um ihn aus dem Vorzimmer, wo er die Antwort erwar-

tete, nach dem Boudoir zu führen, wo diese Antwort so laut gegeben worden war, daß man sie außen hören konnte, sah Ludwig von Condé, wie in einem Nebel den er vor seinen Augen und seinem Herzen hätte, das ganze ungeheure Panorama der letzten sechs Monate an sich vorüberziehen, von dem Tag an wo er das junge Mädchen bei einem schrecklichen Ungewitter in einer schlechten Herberge bei St. Denis getroffen, bis zur Stunde wo er sie mit einem Myrthenzweig in den Haaren in den Saal der Verwandlungen kommen gesehen, und wo sein unbescheidener Blick keine Sekunde lang von ihr abgelassen, bis zu dem Moment wo sie von dem ganzen Schmuck, den sie bei dem Eintritt in den Saal gehabt, nur diesen Myrthenzweig behalten hatte.

Und indem dieses Panorama sich vor seinen Augen entrollte, sah er, wenn auch ganz flüchtig, jene nächtliche Scene in St. Cloud zwischen dem jungen Mädchen und dem Pagen sich wiederholen; dann fand er sie am Rand des großen Bassin, im Halbdunkel des zitternden Schattens der Platanen und Feigen wieder; hierauf sah er sich selbst unbeweglich unter den Fenstern stehen und warten, bis ein Laden sich halb öffnete und eine Blume oder ein Billet zu seinen Füßen fiel; endlich fand er sich wieder unter diesem Bett, wo er in der ersten Nacht vergebens gewartet, weil Niemand kam, und wo er in der zweiten Nacht nicht blos die erwarteten, sondern auch ganz unerwartete Personen kommen gesehen; und all diese verschiedenen Empfindungen, die Bezauberungen der Herberge,

die Eifersucht des versteckten Zeugen, die Selbstbespiegelung des jungen Mädchens in dem Bassin, die ungeduldige Erwartung unter den Fenstern, die Angst des Liebhabers im Saale der Verwandlungen, all diese Empfindungen stiegen ihm jetzt zu Gehirn, machten seine Schläfe hoch pochen, quälten sein Herz und stürmten dermaßen auf ihn ein, daß sie sich einige Sekunden lang seines ganzen Wesens bemächtigten.

Schaudernd und blaß zugleich vor Eifersucht, vor Zorn und Liebe, vor Beschämung und Haß, trat er also vor Fräulein von St. André.

Das Fräulein war allein.

Sobald sie den Prinzen bemerkte, der all die entgegengesetzten Gefühle die in ihm kämpften unter einer ziemlich impertinenten Haltung verbarg; sobald sie das spöttische Lächeln sah, das auf seinen Lippen saß wie der amerikanische Spottvogel auf einem Zweig, da runzelte das junge Mädchen ihre Brauen, aber ganz unmerklich: sie war in Beziehung auf Heuchelei dem Prinzen von Condé unendlich überlegen.

Der Prinz grüßte sie höchst unbefangen.

Fräulein von St. André täuschte sich im Ausdruck dieses Grußes nicht; sie begriff, daß es ein Feind war, der zu ihr kam.

Aber sie ließ sich von ihrer klaren Einsicht Nichts anmerken und erwiederte den unbefangenen Gruß so wie das spöttische Lächeln des Prinzen mit einer langen und anmuthsvollen Verbeugung.

Dann lächelte sie ihm mit dem kosendsten

Blicke zu und sagte mit ihrer freundlichsten Stimme zu ihm:

„Welcher Heiligen, mein Prinz, habe ich für diesen eben so frühen als unerwarteten Besuch meine Danksagungen abzustatten?“

„Der heiligen Aspasia, mein Fräulein,“ antwortete der Prinz, indem er sich mit erheuchelter Ehrerbietung verbeugte.

„Gnädigster Herr,“ erwiederte das junge Mädchen, „ich zweifle daran, daß ich sie selbst beim genauesten Suchen im Calender des Jahres der Gnade 1559 finden würde.“

„Dann, mein Fräulein, wenn Ihr durchaus einer Heiligen für diese höchst unbedeutende Gunst meines Besuches danken wollt, so wartet bis Fräulein Valentinois todt und canonisirt ist, was nicht ausbleiben kann, wenn Ihr sie dem König empfehlet.“

„Da ich bezweifeln muß, daß mein Ansehen sich so weit erstrecken würde, gnädigster Herr, so will ich mich darauf beschränken Euch selbst zu danken und in aller Demuth Euch selbst zu fragen, was mir das Vergnügen verschafft Euch zu sehen.“

„Wie, Ihr errathet es nicht?“

„Nein.“

„Ich komme, um Euch meine aufrichtigsten Glückwünsche zu der neuen Gunst darzubringen, womit Seine Majestät Euch beehrt.“

Das junge Mädchen wurde purpurroth; dann aber bedeckten sich in Folge einer plötzlichen Rückwirkung ihre Wangen mit der Blässe des Todes.

Und gleichwohl war sie noch weit entfernt die

Wahrheit zu ahnen; sie glaubte blos, das nächtliche Abenteuer sei bereits ruchbar geworden und das Echo davon zu den Ohren des Prinzen gedrungen.

Sie begnügte sich daher den Prinzen mit einem Ausdruck anzusehen, der zwischen Frage und Drohung die Mitte hielt.

Der Prinz that, als ob er Nichts bemerkte.

„Nun wohl," fragte er lächelnd, „was gibt es denn, mein Fräulein? und wie hat der Glückwunsch, den ich Euch darzubringen die Ehre hatte, Euern Wangen so augenblicklich die Farbe Eurer Lippen — es ist wahr, sie haben dieselbe nicht lange behalten — und des Schnupftuchs geben können, das Ihr mir gestern zu schenken die Ehre erwiesen habt?"

Der Prinz betonte diese letzten Worte auf eine so bedeutsame Art, daß über den Ausdruck, welchen das Gesicht des Fräuleins jetzt annahm, kein Zweifel mehr obwalten konnte.

Die unverkennbarste Drohung lag darin.

„Nehmt Euch in Acht, gnädigster Herr," sagte sie mit einer Stimme, die um so furchtbarer war, als sie eine vollendete Ruhe erheuchelte. „Ich glaube, Ihr seid hierhergekommen, um mich zu beschimpfen."

„Glaubt Ihr mich einer solchen Kühnheit fähig, mein Fräulein?"

„Oder einer solchen Feigheit, gnädigster Herr. Welches von beiden Worten wäre im gegebenen Fall das passendste?"

„Das habe ich vor Eurer Thüre mich selbst

gefragt, mein Fräulein. Ich habe mir geantwortet: Kühnheit! und bin eingetreten."

„Ihr gestehet also, daß Ihr diese Absicht hattet?"

„Vielleicht. Aber bei näherer Ueberlegung habe ich vorgezogen Euch unter einem ganz andern Rechtsgrund zu besuchen."

„Und unter welchem?"

„Als ehemaliger Anbeter Eurer Reize, der sich in einen Höfling Eures Glücks umgewandelt hat."

„Und ohne Zweifel wollt Ihr mich in dieser Eigenschaft um eine Gunst ansprechen?"

„Um eine ungeheure Gunst, mein Fräulein."

„Um welche?"

„Daß Ihr mir gütigst verzeihen wollet, daß ich die Ursache des unglückseligen Besuches von heute Nacht war."

Fräulein von St. André sah den Prinzen zweifelhaft an, denn sie konnte nicht glauben, daß ein Mensch so unvorsichtig und so geraden Wegs auf den Abgrund zuschreite. Ihre Blässe ging ins Bleifarbige über.

„Prinz," sagte sie, „Ihr habt wirklich das gethan, was Ihr sagt?"

„Ja."

„Wenn dieß wahr ist, so erlaubt mir Euch zu sagen, daß Ihr ganz einfach den Verstand verloren haben müßt."

„Ich glaube im Gegentheil ganz einfach, daß ich ihn bis zu diesem Augenblick verloren hatte, und daß ich ihn erst in diesem Augenblick wieder gefunden habe."

„Aber glaubt Ihr auch, daß eine solche Be-

schimpfung ungestraft bleiben wird, mein Herr, wenn Ihr auch zehnmal Prinz seid, oder hofft Ihr, daß ich den König nicht davon benachrichtigen werde?"

„Oh, das ist unnöthig."

„Wie so unnöthig?"

„Mein Gott, weil ich ihm so eben erst Alles selbst gesagt habe."

„Und habt Ihr ihm auch gesagt, daß Ihr von ihm hinweg zu mir zu gehen beabsichtigtet?"

„Nein, wahrhaftig nicht, denn ich dachte nicht daran; der Einfall ist mir erst unterwegs gekommen; Eure Thüre lag mir auf dem Weg, und Ihr kennt das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe. Ich sagte zu mir, es wäre doch sehr interessant, wenn ich glücklicher Weise der Erste wäre, der Euch seinen Glückwunsch darbrächte. Bin ich der Erste?"

„Ja, mein Herr," sagte Fräulein von St. André stolz, „und ich nehme diesen Glückwunsch an."

„Ah, da Ihr ihn so gut aufnehmt, so erlaubt mir, Euch noch ein anderes Compliment zu machen."

„Ueber was?"

„Ueber den Geschmack Eurer Toilette bei einer so feierlichen Gelegenheit."

Fräulein von St. André biß sich in die Lippen. Der Prinz führte sie auf ein Terrain, wo es schwer hielt sich mit Vortheil zu vertheidigen.

„Ihr seid ein Mann von Einbildungskraft, gnädigster Herr," sagte sie, „und vermöge dieser Einbildungskraft habt Ihr mir ganz gewiß die

Ehren einer weit ausgezeichneteren Toilette angethan, als ich in Wahrheit hatte."

„O nein, das schwöre ich Euch, sie waren im Gegentheil sehr einfach; die Hauptsache war ein Myrtenzweig, der in diesen schönen Haaren steckte."

„Ein Myrtenzweig!" rief das junge Mädchen; „woher wißt Ihr, daß ich einen Myrtenzweig in den Haaren trug?"

„Ich habe ihn gesehen."

„Ihr habt ihn gesehen?"

Fräulein von St. André fing an, Nichts mehr zu begreifen, und fühlte, daß ihre Kaltblütigkeit sie demnächst verließ.

„Wohlan, Prinz," sagte sie, „fahret fort, ich liebe die Mährchen."

„Dann müßt Ihr Euch wohl an das von Narciß erinnern, von Narciß, der sich in sich selbst verliebte und in einem Bache beäugelte."

„Nun weiter?"

„Nun wohl, vorgestern habe ich etwas Aehnliches oder vielmehr etwas noch weit Merkwürdigeres gesehen! ein in sich selbst verliebtes junges Mädchen, das sich mit nicht geringerer Wollust in einem Spiegel beäugelte als Narciß in seinem Bache."

Fräulein von St. André stieß einen Schrei aus. Es war unmöglich, daß der Prinz dieß erfunden oder daß man es ihm erzählt hatte. Sie war allein, oder vielmehr sie glaubte sich allein im Saal der Verwandlungen, als die Scene stattfand, auf welche der Prinz anspielte. Die Röthe gewann wieder die Oberhand, ihr Gesicht bepurpurte sich.

Fräulein von St. André knirschte zwischen den Zähnen, nur versuchte sie dieses Knirschen durch ein schallendes Gelächter zu verdecken.

„Oh," versetzte sie, „welch ein schönes Mährchen Ihr da zum Besten gebt!"

„Ja, Ihr habt Recht, das Mährchen ist schön, aber was ist es im Vergleich mit der Wirklichkeit? Unglücklicher Weise war die Wirklichkeit flüchtig wie ein Traum. Die schöne Nymphe erwartete einen Gott, und nun konnte dieser Gott nicht kommen, weil die Göttin, seine Gemahlin, wie eine einfache Sterbliche vom Pferde gefallen war und sich verletzt hatte."

„Habt Ihr mir noch viele Dinge von dieser Sorte zu erzählen, mein Herr?" knirschte Fräulein von St. André, die trotz ihrer Kraft nahe daran war sich vom Zorn hinreißen zu lassen.

„Nein, ich habe nur noch ein einziges Wort zu sagen: Dieß habe ich Euch sagen wollen; und nun — erlaubt mir, daß ich in der Hoffnung auf die Zukunft so schließe, wie wenn ich bereits König wäre — und nun, da der gegenwärtige Besuch keinen andern Zweck hatte, bitte ich Gott, daß er Euch in seinem heiligen und würdigen Schutz halte."

Und nun entfernte sich der Prinz von Condé wirklich mit jener Impertinenz, welche zwei Jahrhunderte später das Glück eines Lauzun und Richelieu begründete.

Auf dem Absatz der Treppe blieb er stehen, warf noch einen Blick zurück und sagte:

„Wohlan, jetzt bin ich mit der Königin Mutter, mit dem König, mit dem Fräulein von St. André

überworfen, und das Alles auf einen Schlag. Wahrhaftig ein schöner Morgen für einen jüngeren Sohn aus dem Hause Navarra! Bah!" fügte er philosophisch hinzu, „es ist wahr, die jüngeren Söhne kommen durch, wo die älteren nicht durchkämen."

Und er ging flink die Treppe hinab, schritt wohlgemuth über den Hof und salutirte die Schildwache, die das Gewehr vor ihm präsentirte.

XII.

Der Sohn des Verurtheilten.

Wir haben gesagt, daß der Prinz seinen neugewonnenen Freund Robert Stuart zwischen sieben und acht Uhr Abends auf den Platz und vor die Kirche St. Germain l'Auxerrois beschieden hatte.

Um sich zu diesem Rendezvous einzufinden, konnte er ganz gut über die Notre-Dame-Brücke und über die Mühlbrücke gehen; aber ein Magnet zog ihn nach dem Louvre; er ließ sich durch einen Fährmann über den Fluß setzen und landete vor dem hölzernen Thurm.

Sein Weg war rechts zu gehen, aber er ging links.

Er ging auf die Gefahr zu, wie der unvorsichtige Nachtschmetterling dem Lichte zuflattert.

Er kannte diesen Weg gut: vier oder fünf Monate hatte er ihn jeden Abend, von Hoffnungen beseelt, zurückgelegt.

Jetzt, da er nicht mehr hoffte, warum machte er ihn dennoch wieder?

Er wandelte also wieder denselben Weg; dann, als er unter den Fenstern des Fräuleins von St. André angelangt war, blieb er nach seiner Gewohnheit stehen.

Er kannte sie wohl, diese Fenster!

Die drei ersten gehörten zum Schlafzimmer und Boudoir Charlottens; die vier andern gehörten dem Marschall.

Dann, nach den vier Fenstern des Marschalls kam noch ein anderes Fenster, auf das er niemals geachtet hatte.

Dieses Fenster blieb immer dunkel, sei es nun, daß das Zimmer wozu es gehörte niemals beleuchtet wurde, oder daß dichte, sorgfältig zugezogene Vorhänge kein Licht nach außen dringen ließen.

Er würde es auch dießmal so wenig als sonst beachtet haben, wenn er nicht geglaubt hätte es in seinen Angeln knarren zu hören. Dann meinte er durch die halbe Oeffnung der beiden Läden eine Hand hervorkommen und aus dieser Hand, einem Nachtschmetterling ähnlich, ein Papierchen entfliegen zu sehen, das, vom Nachtwind fortgetragen, sich alle Mühe zu geben schien, um zu seiner Adresse zu gelangen.

Die Hand verschwand, das Fenster schloß sich wieder, ehe noch das Papier die Erde berührt hatte.

Der Prinz erhaschte es im Flug, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, was es sei, und ohne zu wissen, ob es für ihn bestimmt sei.

Dann, als es auf der Kirche St. Germain l'Auxerrois halbacht schlug, erinnerte er sich an

sein Rendezvous und ging nach der Stelle zu, wohin der Schlag der Uhr ihn zu rufen schien.

Inzwischen drehte er das Billet zwischen seinen Fingern hin und her, aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte ihn zu erfahren, was er von seiner flüchtigen Eroberung denken sollte.

An der Ecke der Rue Chilperic befand sich eine kleine Herberge, in deren Mauer eine Nische angebracht war; in der Nische hing eine kleine Madonna von vergoldetem Holz, und vor der Madonna brannte ein Harzlicht, eine Art von Fackel, welche den eifrigen Catholiken eine christliche Herberge und einen frommen Wirth anzeigte und den verspäteten Reisenden laut die Worte zurief: Hier kann man übernachten.

Der Prinz von Condé näherte sich dem Haus, stieg auf die steinerne Bank neben der Thüre, stellte sich unter die fackelnden Strahlen des Lichts und las folgende Zeilen, die ihn mit Staunen erfüllten:

„Der König ist für den Augenblick mit der Königin Mutter ausgesöhnt; heute Abend wohnen sie der Hinrichtung des Rathes Anne Dubourg bei. Ich wage Euch nicht zur Flucht zu rathen, aber ich sage Euch: Kehret unter keinem Vorwand in den Louvre zurück, es handelt sich um Euern Kopf."

Diese letzte Phrase machte den Prinzen ganz verblüfft. Woher kam ihm diese Warnung? Gewiß von einem Freunde. Aber welchem Geschlecht gehörte dieser Freund an? War es ein Freund oder eine Freundin? Nein es war eine Freundin; ein Freund würde nicht auf diese Art geschrieben haben.

Dann gab es in diesem Louvrepalast keine Männer, sondern nur Höflinge, und ein Höfling würde sich zweimal besonnen haben, ehe er sich durch einen solchen Akt der Menschenliebe der Ungnade des Königs aussetzte.

Es war also kein Mann.

Aber wenn es eine Frau war, was war diese Frau?

Welche Frau konnte sich so lebhaft für ihn, Condé, interessiren, daß sie sich — vorausgesetzt daß ihre menschenfreundliche Warnung des Prinzen bekannt wurde — auf einen einzigen Schlag mit dem König, mit der Königin Mutter und mit Fräulein von St. André überwarf? Aber vielleicht war es Fräulein von St. André selbst! Oh, was das betraf, so begriff der Prinz nach kurzer Ueberlegung wohl, daß dieß unmöglich war: er hatte die Löwin zu grausam verletzt, und die Löwin mußte noch an der Wunde leiden, die er ihr geschlagen hatte. Er hatte zwar im Louvre zwei oder drei ehemalige Maitressen, aber mit diesen war er überworfen, und wenn die Frauen nicht mehr lieben, so hassen sie.

Eine einzige vielleicht hatte noch einen Rest von Zärtlichkeit für ihn: das hübsche Fräulein von Limeuil, aber er kannte seit langer Zeit das Gekrizel des reizenden Kindes; es war nicht ihre Hand, und man wagt es nicht einen Sekretär zu nehmen, um ein solches Billet zu schreiben.

War es überhaupt eine Frauenhand?

Der Prinz stellte sich auf die Zehen, um so nahe als möglich ans Licht zu kommen.

Ja, es war ganz sicherlich eine Frauenhand, uud troß des meisterhaften Zuges in diesen Buchstaben, die wir nur mit einer schönen englischen Handschrift unserer Tage vergleichen können, würde ein Experter sich nicht getäuscht haben; in Bezug auf Frauenschrift aber war der Prinz, der schon so viele Briefe empfangen hatte, ein Experter geworden.

Wenn die vollen Züge fest waren, so hatten die Feinstriche etwas Zartes, Graziöses und Weibliches.

Dann war das Billetchen als Ganzes so zierlich, das Papier war so fein, so sammtweich, so seiden, und verrieth ein so süßes Parfüm von einem weiblichen Schlafzimmer oder Boudoir, daß es ganz entschieden von einer Frau kommen mußte.

Nun entstand von Neuem die Frage, auf welche es keine Antwort gab:

„Wer mag wohl diese Frau sein?"

Der Prinz von Condé, der sein Rendezvous gänzlich vergessen hatte, um sich nur mit seinem Brief zu beschäftigen, würde sich die ganze Nacht auf den Namen dieser Frau besonnen und sich höchst wahrscheinlich vergebens den Kopf darüber zerbrochen haben, wenn nicht zu seinem Glück Robert Stuart, der ihn aus der Ferne auf seiner Bank stehen sah und dessen Herz von einem weit schwereren Kummer aufgeregt war, plötzlich wie aus der Erde hervor erschienen und in den Lichtkreis getreten wäre, welchen die Fackel auswarf.

Er grüßte den Prinzen mit einer tiefen Verbeugung.

Der Prinz schämte sich, daß man ihn bei dieser Lekture überrascht hatte, und die Art wie er erröthete bestärkte ihn in der Gewißheit, daß das Billet von einer Frau gekommen sei.

„Ich bins, Prinz," sagte der junge Mann.

„Ihr sehet, mein Herr, daß ich mein Wort halte," versetzte der Prinz, indem er von seiner steinernen Bank herabsprang.

„Und ich," sagte Robert Stuart, „warte nur auf eine Gelegenheit Euch zu beweisen, daß ich das meinige halten werde."

„Ich habe Euch eine traurige Botschaft zu verkünden," sagte der Prinz mit bewegter Stimme.

Der junge Mann lächelte bitter.

„Sprecht Prinz, ich bin auf Alles gefaßt."

„Mein Herr," sagte der Prinz mit einem Ernst, worüber man sich bei einem Mann verwundert hätte, den man allgemein für einen der frivolsten seiner Zeit hielt, „wir leben in einer Epoche, wo die Begriffe von gut und böse verworren, schwankend, unentschieden sind; die Welt scheint sich seit einigen Jahren in einer Art von Geburtswehen zu befinden, welche in die Seelen Einiger einen unheimlichen Schein werfen, während sie die Seelen Anderer in tiefes Dunkel versetzen. Was wird aus dem Zusammenprall der Leidenschaften entstehen, die in diesem Augenblick aneinander stoßen? Ich weiß es nicht . . ."

„Warum nicht sogleich sagen, Prinz: Junger Mann, Dein Vater ist verurtheilt; ich hatte Dir die Begnadigung Deines Vaters versprochen, und sie ist mir verweigert worden; ich hatte Dir gesagt,

daß Dein Vater nicht sterben würde, und Dein Vater wird heute Abend sterben."

„Mein Herr," sagte der Prinz, der sich beinahe der Lüge schämte, wodurch er den jungen Mann zu hintergehen versuchte, „mein Herr, vielleicht steht es noch nicht ganz so schlimm, wie Ihr meint."

„Sagt Ihr mir, daß ich noch hoffen darf, Prinz?" fragte Robert Stuart.

Condé wagte nicht zu antworten; in dem Blick des jungen Mannes lag ein Ausdruck, der das Wort auf seinen Lippen festhielt.

„Gestern," sagte er endlich, „war das Todesurtheil noch nicht genehmigt, noch nicht vom Könige unterzeichnet; heute ist es trotz meiner Anstrengungen unterzeichnet und bekannt gemacht worden; in einer Stunde vielleicht wird es vollstreckt werden."

„In einer Stunde!" brummte der junge Mann dumpf zwischen den Zähnen. „In einer Stunde kann man viel thun."

Er stürzte fort und machte ungefähr zwanzig Schritte; dann kam er zu dem Prinzen zurück und ergriff seine Hand, die er mit Küssen bedeckte und in Thränen badete.

„Von heute an, von dieser Minute an, Prinz," sagte er, „habt Ihr keinen getreueren, keinen ergebeneren Diener, als mich. Mein Leib, meine Seele, mein Kopf, mein Arm, mein Herz gehören Euch; Euch gebe ich mein Leben bis auf den letzten Blutstropfen."

Dann entfernte er sich, diesmal langsamen Schritts, und verschwand an der Ecke des Quais, nachdem er dem Prinzen noch einmal mit dem Kopf zugenickt.

XIII.

Aus den Kinderschuhen.

Der junge Mann befand sich bereits auf der Spitze der Cité, als der Prinz noch immer nicht aus seinen tiefen Gedanken erwacht war.

Es ist wahr, diese Gedanken waren in Folge einer jener häufigen Launen des Gedächtnisses von Robert Stuart zu dem Billet zurückgekehrt, das aus einem Fenster des Louvre geworfen worden, und das der Prinz vor einer halben Stunde beim Lampenschein der Madonna gelesen hatte.

Was auch der Gegenstand seiner tiefen Betrachtungen sein mochte, so wurde er durch einen neuen und unerwarteten Zwischenfall daraus geweckt.

Ein junger Mensch kam barhäuptig, ohne Wamms und röchelnd, aus dem Louvre und lief über den Platz, wie wenn er von einem tollen Hund verfolgt würde.

Der Prinz glaubte ihn als den Pagen des Marschalls von St. André zu erkennen, den er zum ersten Mal in dem Wirthshaus bei St. Denis, zum zweiten Mal in den Gärten von St. Cloud gesehen hatte.

„He!" rief er, als er ihn zehn Schritte vor sich sah, „wohin lauft Ihr denn so, mein junger Herr?"

Der junge Mann blieb plötzlich stehen, wie wenn er auf ein unübersteigliches Hinderniß gestoßen wäre.

„Ihr seids, gnädigster Herr," rief er, als er seinerseits den Prinzen erkannte und zwar trotz des

dunkeln Mantels, worein er gehüllt war, und trotz des breitrandigen Huts, der seine Augen bedeckte.

„Nun ja denn, ich bins! und Ihr seid es auch, wenn ich mich nicht täusche. Ihr seid Mezieres, der junge Page des Herrn von St. André?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Und überdieß seid Ihr, wenn ich dem Anschein glauben darf, in Fräulein Charlotte verliebt," fügte der Prinz hinzu.

„Oh, ich war es, ja, gnädigster Herr; aber ich bin es nicht mehr."

„Was Ihr sagt!"

„Ich schwöre es Euch."

„Da seid Ihr sehr glücklich, junger Mann," sagte der Prinz halb heiter und halb traurig, „daß Ihr Eurer Liebe nur so ohne Weiteres den Abschied geben könnt; aber ich glaube es nicht."

„Wie so, gnädigster Herr?"

„Wenn Ihr nicht verliebt wie ein Narr, oder närrisch wie ein Verliebter wäret, so könnte ich mir nicht erklären, warum Ihr so spät am Abend so toll in der Welt herumlauft."

„Gnädigster Herr," sagte der Page, „man hat mir so eben den tödtlichsten Schimpf angethan, der je einem Mann widerfahren ist."

„Einem Mann!" sagte der Prinz lächelnd; „von wem handelt es sich? doch nicht von Euch selbst?"

„Warum nicht von mir selbst?"

„Ei, weil Ihr noch ein Kind seid."

„Ich sage Euch, gnädigster Herr," fuhr der junge Mensch fort, „ich sage Euch, daß ich auf die entsetzlichste Art behandelt worden bin; Mann oder

Kind, ich habe einmal das Recht einen Degen an der Seite zu tragen, und ich werde mich rächen."

„Wenn Ihr das Recht habt einen Degen an der Seite zu tragen, so hättet Ihr Euch seiner bedienen müssen."

„Man hat mich durch Lakaien festnehmen, ergreifen, knebeln und . . ."

Der junge Mensch hielt mit einer Geberde des höchsten Zornes inne, und seine blauen Augen warfen, wie bei Thieren die in der Nacht herumschweifen, einen doppelten Blitz in der Dunkelheit.

An diesem Zeichen erkannte der Prinz den Mann des Hasses und Blutes.

„Und? . . ." fragte er.

„Und durchpeitschen lassen, gnädigster Herr," sagte der junge Mann mit einem Wuthschrei.

„Dann," versetzte der Prinz spöttisch, „seht Ihr wohl, daß man Euch nicht wie einen Mann behandelt hat, sondern wie ein Kind."

„Gnädigster Herr, gnädigster Herr," rief Mezieres, „die Kinder werden schnell Männer, wenn sie siebzehn Jahre zurückgelegt und einen solchen Schimpf zu rächen haben."

„Immerhin," versetzte der Prinz, der wieder ernsthaft wurde, „ich höre gern so sprechen, junger Mann; aber wie ist Euch dieser Schimpf widerfahren?"

„Ich war, wie Ihr so eben gesagt habt, gnädigster Herr, wie ein Narr in das Fräulein von St. André verliebt. Verzeiht, daß ich Euch dieses Geständniß ablege, gnädigster Herr."

„Und warum sollte ich Euch Etwas zu verzeihen haben?“

„Weil Ihr sie beinahe eben so liebtet wie ich.“

„Ah, ah!“ sagte der Prinz, „Ihr habt das bemerkt, junger Mensch?“

„Prinz, Ihr werdet mir niemals den hundertsten Theil des Bösen was Ihr mir zugefügt mit Gutem vergelten können.“

„Wer weiß? Fahrt fort!“

„Ich hätte mein Leben für sie gegeben,“ fuhr der Page fort, „und welche Schranke auch die Geburt zwischen sie und mich gestellt haben mag, ich fühlte mich bestimmt für sie, wenn nicht zu leben, doch wenigstens zu sterben.“

„Ich kenne das,“ sagte der Prinz lächelnd und ein Zeichen mit der Hand machend, wie wenn er einen unangenehmen Gegenstand von sich entfernen wollte, „fahrt fort.“

„Ich liebte sie so sehr, gnädigster Herr, daß ich mich darein ergeben hätte sie als die Frau eines Andern zu sehen, unter der Bedingung, daß dieser Andere sie ebensosehr geliebt und geehrt hätte wie ich. Ja, sie geliebt, glücklich und geehrt zu wissen, hätte mir genügt. Ihr seht also, gnädigster Herr, wie weit meine ehrgeizigen Absichten und meine verliebten Wünsche sich erstreckten.“

„Nun wohl,“ sagte der Prinz, „was ist geschehen?“

„Nun wohl, gnädigster Herr, als ich erfuhr, daß sie die Maitresse des Königs war, als ich erfuhr, daß sie nicht blos mich, der ich mehr als ihr Liebhaber, der ich ihr Sklave war, täuschte; nicht

blos mich, sage ich, sondern auch Euch, der Ihr sie anbetetet, Herrn von Joinville, der sie heirathen sollte, und den ganzen Hof, der inmitten dieses Haufens von scham- und sittenlosen Mädchen sie allein für ein keusches, engelreines, aufrichtiges Kind hielt; als mir das geoffenbart wurde, gnädigster Herr, als ich erfuhr, daß sie die Maitresse eines andern Mannes war . . ."

„Nicht eines andern Mannes, mein Herr," sagte der Prinz mit einem unübersetzbaren Ton — „sondern eines Königs."

„Mag sein! eines Königs; aber es ist nicht minder wahr, daß mir der Gedanke gekommen ist, diesen Mann zu tödten, und wenn er zehnmal König ist."

„Teufel! mein schöner Page," sagte Condé, „Ihr seid gar zu rasch und hitzig. Den König wegen eines verliebten Abenteuers zu tödten! Wenn man Euch für diese Idee blos durchgepeitscht hat, so scheint es mir, daß Ihr kein Recht habt Euch zu beklagen."

„Oh, man hat mich nicht wegen dieser Idee durchgepeitscht," sagte Mezieres.

„Warum denn? Wißt Ihr, daß Eure Geschichte mich zu interessiren anfängt? Nur wäre es Euch vielleicht gleich sie mir im Gehen zu erzählen. Erstens habe ich eiskalte Füße, und zweitens habe ich auf dem Greveplatz zu thun."

„Mir liegt gar nichts daran, wohin ich gehe, gnädigster Herr, wenn ich mich nur vom Louvre entferne."

„Nun, das trifft sich vortrefflich," sagte der

Prinz, indem er seine Sporen auf dem Pflaster klirren ließ. „Kommt mit mir, ich höre Euch an.“

Dann schaute er ihn lächelnd an und fuhr fort:

„Da könnt Ihr sehen, was ein gemeinschaftliches Unglück ist. Gestern glaubtet Ihr, ich würde geliebt, und hattet Lust mich umzubringen; heute, da der König geliebt wird, führt das Mißgeschick uns zusammen, und ich bin jetzt Euer Vertrauter, in dessen Ehrlichkeit Ihr ein so großes Vertrauen setzet, daß Ihr ihm geradezu gestehet, Ihr habet Lust den König umzubringen. Ihr habt ihn jedoch nicht umgebracht, nicht wahr?“

„Nein, aber ich lag eine ganze Stunde lang in einem hitzigen Fieber in meinem Zimmer.“

„Gut,“ murmelte der Prinz, „gerade wie ich.“

„Nach Verfluß von zwei Stunden habe ich, da ich zu keinem Entschluß gekommen war, an der Thüre des Fräuleins von St. André angeklopft, um ihr ihr ehrloses Betragen vorzuhalten.“

„Wiederum wie ich,“ murmelte der Prinz.

„Fräulein von St. André war nicht zu Haus.“

„Ah!“ sagte der Prinz, „hier hört die Gleichheit auf. Ich war glücklicher als Ihr.“

„Der Marschall empfing mich. Er liebte mich sehr, wenigstens sagte er es. Als er mich so blaß sah, erschrack er.“

„Was habt Ihr, Mezieres? fragte er mich. Seid Ihr krank?“

„Nein, gnädiger Herr, antwortete ich.“

„Was regt Euch denn so sehr auf?“

„Oh, gnädiger Herr, mein Herz ist voll von Bitterkeit und von Haß.“

„Von Haß, Mezieres! in Eurem Alter? der Haß steht dem Alter der Liebe schlecht an."

„Gnädiger Herr, ich hasse, ich will mich rächen. Ich kam um Fräulein von St. André um einen Rath zu bitten."

„Meine Tochter?"

„Ja, und da sie nicht da ist . . ."

„Ihr seht es."

„So will ich mir diesen Rath von Euch erbitten."

„Sprecht, mein Sohn."

„Gnädiger Herr, fuhr ich fort, ich liebte glühend eine junge . . ."

„So ists recht, Mezieres! sagte der Marschall lachend; erzählet mir von Euern Liebesgeschichten; die Worte der Liebe kommen ganz natürlich auf die Lippen Eures Alters, wie im Frühjahr die Blumen in die Gärten kommen; und wird Euch Eure Liebe vergolten von derjenigen, die Ihr so heiß liebet?"

„Gnädiger Herr, ich machte nicht einmal Anspruch darauf. Sie stand durch ihre Geburt und ihre Glücksumstände so hoch über mir, daß ich sie in der Tiefe meines Herzens wie eine Gottheit anbetete, der ich kaum den Saum ihres Kleides zu küssen wagte."

„Es ist also eine Dame vom Hof?"

„Ja, gnädiger Herr, antwortete ich stammelnd."

„Ich kenne sie also?"

„Oh ja."

„Nun wohl, was ist Euch widerfahren, Mezieres? Eure Gottheit wird heirathen, wird die Frau eines Andern werden, und das beunruhigt Euch?"

„Nein, gnädiger Herr, antwortete ich, kühn gemacht durch den Zorn, welchen diese Worte in mir erregten, das Mädchen das ich liebe, wird nicht heirathen, nein, das Mädchen das ich liebe kann nicht mehr heirathen.“

„Und warum das? fragte der Marschall, indem er mich unruhig anschaute.“

„Weil das Mädchen das ich liebe öffentlich die Maitresse eines Andern ist.“

„Jetzt war es am Marschall unruhig zu werden. Er wurde todtenblaß, trat einen Schritt vor und fragte, indem er mich fest und hart fixirte, mit gebrochener Stimme:

„Von wem wollt Ihr sprechen?“

„Ah! Ihr wißt es wohl, gnädiger Herr, antwortete ich, und wenn ich Euch von meiner Rache sage, so geschieht es, weil ich vermuthe, daß Ihr zu dieser Stunde Jemand für die Eurige suchet.“

„In diesem Augenblick trat der Hauptmann der Garden ein.“

„Stille! sagte der Marschall zu mir. Bei Eurem Kopf, stille!“

„Dann aber schien er es doch für klüger zu halten mich ganz zu entfernen, und sagte:“

„Gehet hinaus!“

„Ich begriff, oder vielmehr ich glaubte zu begreifen. Wenn dem König ein Unglück widerfuhr, und wenn dieses Unglück von mir herkam, so war der Marschall, da der Hauptmann der Garden ihn mit mir reden gesehen hatte, blosgestellt.“

„Ja, gnädiger Herr, antwortete ich, ja, ich gehe.“

„Und ich stürzte durch eine Nebenthüre im Innern, um dem Hauptmann der Garde weder im Gang noch im Vorzimmer zu begegnen.

„Als ich indeß einmal aus dem Saale und außer dem Gesichtskreis war, blieb ich stehen; dann schlich ich mich auf den Zehen zurück und nun hielt ich mein Ohr an die Tapete, das einzige Hinderniß, das mir das Sehen verwehrte, nicht aber das Hören.

„Denkt Euch mein Staunen, meine Entrüstung, gnädigster Herr.

„Es war das Patent als Gouverneur von Lyon, das man Herrn von St. André überbrachte.

„Der Marschall empfing Titel und Gunstbezeugungen mit der Demuth eines erkenntlichen Unterthanen, und der Officier wurde beauftragt dem Liebhaber der Tochter die Danksagungen des Vaters zu überbringen.

„Kaum war er fort, so machte ich nur einen Sprung von meinem Versteck bis zu dem Marschall.

„Ich weiß nicht, was ich zu ihm sagte, ich weiß nicht, mit welchen Beschimpfungen ich diesen Vater brandmarkte, der seine Tochter verkaufte; aber das weiß ich, daß ich nach einem verzweiflungsvollen Kampf, worin ich den Tod suchte und begehrte, gebunden, geknebelt mich in den Händen der Lakaien befand, daß ich der Peitsche, der Schande preisgegeben wurde.

„Inmitten meiner Thränen oder vielmehr zwischen dem Blute hindurch, das aus meinen Augen floß, sah ich den Marschall, der mich aus einem Fenster seiner Wohnung anschaute: da that ich

einen furchtbaren Eid: nämlich daß dieser Mann, welcher Denjenigen, der ihm Rache anbot, durchpeitschen ließ, daß dieser Mann nur von meiner Hand sterben solle.

„Ich weiß nicht, war es der Schmerz oder der Zorn, aber ich fiel in Ohnmacht.

„Als ich wieder zu mir kam, war ich frei und stürzte aus dem Louvre fort, indem ich den furchtbaren Schwur wiederholte, den ich gethan hatte. Gnädigster Herr! gnädigster Herr!" fuhr der Page mit steigender Erhitzung fort, „ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß ich blos ein Kind bin; nach meiner Liebe, nach meinem Haß glaubte ich etwas Anderes zu sein. Aber Ihr seid ein Mann, Ihr! aber Ihr seid ein Prinz! Nun wohl, ich sage es Euch, wie ich es damals gesagt habe: der Marschall soll nur von meiner Hand sterben."

„Junger Mensch!"

„Und weniger noch wegen des Schimpfes, den er mir angethan, als wegen desjenigen, den er selbst angenommen hat."

„Junger Mensch," sagte der Prinz, „wißt Ihr, daß ein solcher Eid eine Gotteslästerung ist?"

„Gnädigster Herr," antwortete der Page, ganz von seinen Gedanken beherrscht und wie wenn er die Worte des Prinzen nicht gehört hätte, „gnädigster Herr, es ist ein Wunder der Vorsehung, das gestattet hat, daß bei meinem Weggang aus dem Louvre Ihr die erste Person waret, der ich begegnete; gnädigster Herr, ich biete Euch meine Dienste an; unsere Liebe war gleich, wenn unser Haß es auch nicht ist, gnädigster Herr; im Namen

dieser gemeinschaftlichen Liebe bitte ich Euch, mich unter Eure Diener aufzunehmen; mein Kopf, mein Herz, meine Arme sollen Euch gehören, und bei der ersten Gelegenheit werde ich Euch beweisen, daß man mir keinen Undank vorwerfen kann. Nehmt Ihr an, gnädigster Herr?"

Der Prinz besann sich einen Augenblick.

„Nun wohl, gnädigster Herr," wiederholte der junge Mann ungeduldig, „nehmt Ihr das Anerbieten meines Lebens an?"

„Ja," sagte der Prinz, indem er beide Hände des jungen Mannes in die seinigen nahm, „aber unter einer Bedingung."

„Unter welcher, gnädigster Herr?"

„Daß Ihr Euern Plan den Marschall zu ermorden aufgebt."

„Oh, Alles was Ihr wollt, gnädigster Herr!" rief der junge Mann auf dem Gipfel der Exaltation, „nur das nicht."

„Dann geht es nicht, denn dieß ist die erste Bedingung, die ich für Euern Eintritt in meinen Dienst festsetze."

„Oh, gnädigster Herr, ich bitte Euch auf den Knien, verlangt das nicht von mir."

„Wenn Ihr mir den Eid nicht leistet, den ich von Euch verlange, so verlaßt mich augenblicklich, mein Herr; ich kenne Euch nicht, ich will Euch nicht kennen."

„Gnädigster Herr, gnädigster Herr!"

„Ich befehlige Soldaten und keine Banditen."

„Oh, gnädigster Herr, ist es möglich, daß ein

Mann einem andern Mann die Erlaubniß verweigert eine tödtliche Beleidigung zu rächen?"

„Auf die Art, wie Ihr sagt, ja."

„Aber gibt es irgend ein anderes Mittel in der Welt?"

„Vielleicht."

„Oh," sagte der junge Mann kopfschüttelnd, „nie wird der Marschall sich dazu verstehen, mit einem seiner ehemaligen Diener den Degen zu kreuzen."

„Natürlich," antwortete der Prinz, „in einem regelmäßigen Duell nicht; aber es kann eine Gelegenheit kommen, wo der Marschall Euch diese Ehre nicht verweigern kann."

„Welche Gelegenheit?"

„Setzet den Fall, Ihr träfet auf einem Schlachtfeld mit ihm zusammen."

„Auf einem Schlachtfeld!"

„Nun wohl, an diesem Tag, Mezieres, verpflichte ich mich, Euch meinen Platz abzutreten, selbst wenn ich ihm gegenüber stehen sollte und nicht Ihr."

„Aber wird dieser Tag jemals kommen, gnädigster Herr?" fragte der junge Mann fieberisch, „ist es möglich, daß er jemals kommt?"

„Vielleicht früher als Ihr glaubt," antwortete der Prinz.

„Oh, wenn ich dessen gewiß wäre!" rief der junge Mensch.

„Wer Teufel kann in dieser Welt einer Sache gewiß sein?" sagte der Prinz; „es gibt Wahrscheinlichkeiten, mehr nicht."

Der junge Mensch sann jetzt ebenfalls einen Augenblick stille nach.

„Seht, gnädigster Herr," sagte er dann, „ich weiß nicht, woher mir die Ahnung kommt, daß wirklich etwas Seltsames und Drohendes in der Luft liege; überdieß hat man mir Etwas prophezeit . . . Ich nehme an, gnädigster Herr."

„Und Ihr schwört . . .?"

„Den Marschall nicht verrätherisch zu ermorden, ja, gnädigster Herr; aber wenn ich auf einem Schlachtfeld mit ihm zusammentreffe . . ."

„Oh, dann trete ich ihn Euch ab, ich gebe ihn Euch preis, er gehört Euch; nur müßt Ihr Euch in Acht nehmen."

„Warum?"

„Der Marschall ist ein sehr tüchtiger Soldat."

„Oh, was das betrifft, gnädigster Herr, das ist meine Sache; möge nur mein guter oder böser Engel mich vor ihn führen, das ist Alles was ich verlange."

„Dann bleibt es dabei und unter dieser Bedingung gehört Ihr zu den Meinigen."

„Oh, gnädigster Herr!"

Der junge Mensch warf sich auf die Hand des Prinzen und küßte sie.

Sie waren auf der Mühlenbrücke angekommen; das Quai begann sich mit Leuten zu füllen, die sich nach dem Greveplatz drängten. Der Prinz hielt es für gerathen sich des Pagen zu entledigen, wie er sich Robert Stuarts entledigt hatte.

„Ihr kennt das Hotel Condé?" fragte er ihn.

„Ja, gnädigster Herr."

„Nun wohl, so begebt Euch dahin, sagt, daß Ihr von Stund an zu meinem Hause gehöret, und verlanget ein Zimmer in dem Flügel, den meine Stallmeister bewohnen."

Dann fügte der Prinz mit jenem bezaubernden Lächeln, das ihm, wenn er wollte, die Herzen seiner Feinde gewann und das seine Freunde zu Fanatikern für ihn machte, hinzu:

„Ihr sehet, daß ich Euch wie einen Mann behandle und nicht wie einen Knaben, der noch in den Kinderschuhen ist."

„Dank, gnädigster Herr," antwortete Mezieres ehrerbietig; „von diesem Augenblick an verfüget über mich als über eine Sache, die Euch gänzlich angehört."

XIV.

Was der Kopf des Prinzen von Condé wog.

Während die in den vorhergehenden Capiteln erwähnten Ereignisse stattfanden, das heißt während der doppelten Besprechung des Prinzen von Condé mit Robert Stuart und Mezieres, wollen wir ein wenig sagen, was sich im Louvre zutrug.

Wir haben gesehen, wie Herr von Condé vom König und wie Fräulein von St. André von Herrn von Condé Abschied genommen hatte.

Als Herr von Condé sich entfernt hatte, war das junge Mädchen wie vernichtet von Schmerz sitzen geblieben; dann aber war sie einer verwundeten Löwin gleich, die sich, nachdem sie Anfangs

unter dem Schlag erlegen, allmählig erholt und den Kopf schüttelt und wieder aufrichtet, ihre Klauen ausstreckt und anzieht, und in den nächsten Bach läuft, um sich mit Muße darin zu betrachten und zu sehen, ob sie immer noch dieselbe ist, an ihren Spiegel gelaufen, um sich zu überzeugen, ob sie in dem schrecklichen Kampf Nichts von ihrer wunderbaren Schönheit verloren habe, und als sie sich noch immer gleich verführerisch fand, unter dem furchtbaren Lächeln womit sie ihren Haß bedeckte, da zweifelte sie nicht mehr an der Macht ihrer Reize und schlug den Weg nach den Gemächern des Königs ein.

Jedermann kannte bereits das Ereigniß von gestern, so daß alle Thüren sich vor Fräulein von St. André öffneten, und daß, als sie ein Zeichen gab, daß sie nicht angemeldet zu werden wünsche, Offiziere und Huissiers sich an die Wand stellten und blos mit dem Finger auf das Schlafzimmer deuteten.

Der König saß nachdenklich und sinnend in seinem Lehnstuhl.

Kaum hatte er sich entschlossen König zu sein, als bereits die Last des Königthums auf seine Schultern herabfiel und ihn erdrückte.

Er hatte daher nach seiner Erörterung mit dem Prinzen von Condé seiner Mutter sagen lassen, sie möge ihm Befehl ertheilen zu ihr zu kommen, oder sie möge ihm die Gnade erweisen bei ihm zu erscheinen.

Er wartete also und wagte es nicht nach der Thüre zu sehen, weil er fürchtete, das strenge Ge-

sicht der Königin Mutter möchte zum Vorschein kommen.

Statt dieser strengen Physiognomie war es das holdselige Gesicht des jungen Mädchens, das sich unter der aufgehobenen Tapete abzeichnete.

Aber Franz II. sah sie nicht. Er hatte seinen Kopf der entgegengesetzten Seite zugekehrt, denn er dachte, es würde immer noch Zeit sein sich umzuwenden, wenn der schwere und etwas gewichtige Tritt seiner Mutter einmal den Fußboden unter dem Teppich erkrachen mache.

Der Tritt des Fräuleins von St. André gehörte nicht zu denjenigen, unter welchen die Fußböden erdröhnen. Gleich einer Nixe hätte das schöne junge Mädchen über Binsen hingehen können, ohne ihre Spitzen zu beugen; gleich den Salamandern hätte sie sich auf dem Capitäl einer Rauchsäule zum Himmel erhoben.

Sie trat also in das Zimmer, ohne gehört worden zu sein; ungehört näherte sie sich dem jungen König; als sie bei ihm war, schlang sie verliebt ihre Arme um seinen Hals, und im Augenblick wo er den Kopf aufrichtete, drückte sie ihre brennenden Lippen auf seine Stirne.

Es war nicht Catharina von Medici; die Königin Mutter hatte keine so glühende Liebkosungen für ihre Kinder, oder wenn sie solche hatte, so bewahrte sie dieselben für den Günstling ihrer Mutterliebe, für Heinrich III. Aber für Franz II, dieses Kind das sie auf Verordnung des Arztes in einem Augenblick des Unwohlseins empfangen hatte, das schwächlich und ungesund auf die Welt gekom-

men war, hatte sie kaum diejenige Zuneigung, die eine erkaufte Amme manchmal für ihren Pflegling hat.

Es war also nicht die Königin Mutter.

Es war auch nicht die kleine Königin Marie.

Die kleine Königin Marie, etwas vernachläßigt von ihrem Gemahl, zwei Tage vorher durch einen Sturz vom Pferde verwundet, auf einer Longuechaise liegend auf Befehl der Aerzte, die in Folge dieses Sturzes eine Fehlgeburt fürchteten, die kleine Königin, wie man sie nannte, war nicht im Stand zu ihrem Gemahl zu kommen, und hatte keinen Grund an ihn ihre Liebkosungen zu verschwenden, die übrigens für alle Diejenigen, welche sie empfingen, so tödtlich waren.

Es war also Fräulein von St. André.

Der König brauchte somit das Gesicht das über dem seinigen lächelte nicht anzusehen, um zu rufen:

„Charlotte!“

„Ja, mein vielgeliebter König!“ sagte das junge Mädchen, „Charlotte — Ihr könnt sogar sagen meine Charlotte — außer wenn Ihr mir nicht mehr erlauben wolltet zu sagen: mein Franz.“

„Oh, immer, immer!“ sagte der junge Fürst, der sich erinnerte, um welchen Preis er so eben dieses Recht in der furchtbaren Erörterung mit seiner Mutter erkauft hatte.

„Nun wohl, Eure Charlotte kommt um Euch Etwas zu fragen.“

„Was?“

„Wie viel,“ sagte das junge Mädchen mit einem

zauberischen Lächeln, „wie viel der Kopf eines Mannes werth ist, der sie tödtlich beschimpft hat?"

Eine lebhafte Röthe bedeckte die bleiche Stirne des Königs, der einen Augenblick zu leben schien.

„Ein Mann hat Euch tödtlich beschimpft, meine Liebe?" fragte er.

„Tödtlich."

„Ah, ah, dieß ist der Tag der Beschimpfungen," sagte der König: „denn auch mich hat ein Mann tödtlich beschimpft; unglücklicher Weise kann ich mich nicht rächen. Um so schlimmer also für den Eurigen, meine schöne Freundin," sagte Franz II. mit dem Lächeln eines Kindes, das einen Vogel erwürgt, „der Eurige wird für Beide bezahlen."

„Dank, mein König! Ich zweifelte nicht daran, daß, je mehr das junge Mädchen, das Alles für Euch geopfert hat, entehrt worden ist, Ihr um so geneigter sein würdet für ihre Ehre Partei zu ergreifen."

„Welche Strafe verlanget Ihr für den Verbrecher?"

„Hab ich Euch nicht gesagt, daß die Beleidigung eine tödtliche sei?"

„Nun wohl?"

„Nun wohl, auf eine tödtliche Beleidigung gebührt die Todesstrafe."

„Oh, oh," sagte der Fürst, „es ist heute kein Tag der Gnade, Jedermann verlangt den Tod von irgend Jemand. Und welcher Kopf ist es, den Ihr verlangt? Laßt sehen, meine schöne Grausame."

„Ich habe es Euch bereits gesagt, Sire, der Kopf des Mannes der mich beschimpft hat."

„Noch einmal," sagte Franz II. lachend, „um Euch den Kopf dieses Mannes zu geben, muß ich seinen Namen wissen."

„Ich glaubte, daß die Waage des Königs nur zwei Schalen hätte: die des Lebens und die des Todes; die des Unschuldigen und die des Schuldigen."

„Aber die Schale des Schuldigen kann mehr oder weniger schwer, die des Unschuldigen mehr oder weniger leicht sein. Nun wohl, sprecht, wer ist der Schuldige? Ist es wiederum ein Parlamentsrath wie dieser unglückliche Dubourg, den man morgen verbrennt? In diesem Fall ginge die Sache ganz von selbst — meine Mutter ist im Augenblick voll Haß — man würde zwei verbrennen statt eines Einzigen, und Niemand würde es bemerken, als der zweite Verbrannte."

„Nein, es ist kein Justizmann, Sire, es ist ein Mann des Degens."

„Vorausgesetzt, daß es sich nicht um die Herrn von Guise, um Herrn von Montmorency oder um Euern Vater handelt, können wir schon noch zu Stande kommen."

„Es handelt sich nicht nur nicht um einen von diesen drei, sondern er ist auch ihr Todfeind."

„Gut," sagte der König, „jetzt wird Alles von seinem Rang abhängen."

„Von seinem Rang?"

„Ja."

„Ich glaubte, es gebe für einen König keinen Rang, und ihm gehöre Alles was unter ihm stehe."

„Oh, meine schöne Nemesis, wie hitzig Ihr dreinfahrt! Glaubt Ihr zum Beispiel, daß meine Mutter unter mir stehe?"

„Ich spreche nicht von Eurer Mutter."

„Daß die Herren von Guise unter mir stehen?"

„Ich spreche nicht von den Herren von Guise."

„Daß Herr von Montmorency unter mir stehe?"

„Es handelt sich nicht um den Connetabel."

Eine Idee durchzuckte wie ein Blitz den Kopf des Königs.

„Ah!" sagte er, „und Ihr behauptet, ein Mann habe Euch beschimpft?"

„Ich behaupte es nicht, ich versichere es."

„Wann?"

„So eben."

„Wo?"

„Auf meinem eigenen Zimmer, in welches er von Euch hinweg gekommen ist."

„Gut," sprach der König, „ich begreife. Es handelt sich von meinem Vetter, Herrn von Condé?"

„Ganz richtig, Sire."

„Und Ihr fordert den Kopf des Herrn von Condé von mir?"

„Warum denn nicht?"

„Zum Henker, was fällt Euch denn ein, mein Liebchen! Ein königlicher Prinz!"

„Schöner Fürst!"

„Der Bruder eines Königs!"

„Schöner König!"

„Mein Vetter!"

„Eben das erschwert seine Schuld; denn da er

zu Eurer Familie gehört, Sire, so schuldet er Euch einen größeren Respect."

„Mein Liebchen, mein Liebchen, Ihr verlanget viel!" sagte der König.

„Oh, weil Ihr nicht wißt, was er gethan hat."

„Doch, ich weiß es."

„Ihr wißt es?"

„Ja."

„So sagt mirs."

„Nun wohl, er hat auf der Treppe des Louvre das Schnupftuch gefunden, das Ihr dort verloren hattet."

„Weiter?"

„In diesem Schnupftuch war das Billet, das Lanoue an Euch geschrieben hatte."

„Weiter."

„Dieses Billet hat er der Frau Admiralin gegeben."

„Weiter."

„Aus Bosheit oder Unvorsichtigkeit hat die Frau Admiralin es im Cirkel der Königin fallen lassen."

„Weiter."

„Herr von Joinville hat es gefunden, und da er glaubte, es handle sich um eine ganz andere Person als um Euch, so hat er es der Königin Mutter gezeigt."

„Weiter."

„Daher der boshafte Spaß, welcher veranlaßte, daß unter den Augen Eures Vaters und Eures Bräutigams . . ."

„Weiter?"

„Wie so weiter?"

„Ja."

„Ist das noch nicht Alles?"

„Wo war Herr von Condé während dieser Zeit?"

„Ich weiß es nicht, in seinem Hotel oder auf verliebten Abenteuern."

„Er war nicht in seinem Hotel und lief keinen Abenteuern nach."

„Jedenfalls war er nicht unter Denjenigen die uns umringten."

„Nein; aber er war im Zimmer."

„In unserem Zimmer?"

„In unserem Zimmer."

„Wo? ich habe ihn nicht gesehen."

„Aber er hat uns gesehen! aber er hat mich gesehen!"

„Er hat Euch das gesagt?"

„Und noch viele andere Dinge, wie z. B. daß er in mich verliebt sei."

„Daß er in Euch verliebt sei!" rief der König mit einem Gebrülle.

„Oh, was Das betrifft, so wußte ich es wohl, denn er hat es mir schon zwanzigmal gesagt oder geschrieben."

Franz wurde so blaß, als wenn er sterben wollte.

„Und seit sechs Monaten," fuhr Fräulein von St. André fort, „spaziert er jeden Abend von zehn bis zwölf Uhr unter meinem Fenster herum."

„Ha!" sagte der König mit dumpfer Stimme, indem er den Schweiß abwischte der auf seiner Stirne perlte, „Das ist etwas Anderes."

„Nun wohl, Sire, ist der Kopf des Herrn Prinzen von Condé jetzt leichter geworden?"

„So leicht, daß, wenn ich nicht an mich hielte, der Wind meines Zornes ihn von seinen Schultern wehen würde.“

„Und warum haltet Ihr an Euch, Sire?“

„Charlotte, Das ist eine so wichtige Angelegenheit, daß ich sie nicht allein entscheiden kann.“

„Ja, Ihr braucht die Erlaubniß Eurer Mutter, armes Ammenkind, armer König in einem Wickelzeug!“

Franz warf Derjenigen die ihm diese doppelte Beleidigung gesagt hatte einen drohenden Blick zu; aber er begegnete dem Blick des jungen Mädchens, der ebenfalls so drohend war, daß er die Augen abwandte.

Es geschah Dasselbe was bei einem Kampfe geschieht: die Aneinanderreibung des Eisens entfernte das Eisen.

Der Stärkere entwaffnete den Schwächeren.

Und Jedermann war stärker als der arme Franz II.

„Nun wohl,“ sagte Franz, „wenn ich dieser Erlaubniß bedarf, so werde ich sie verlangen, und damit Punktum.“

„Und wenn die Königin Mutter sie Euch verweigert?“

„Wenn sie mir sie verweigert!“ sagte der junge Fürst, indem er seine Maitresse mit einem grimmigen Ausdruck betrachtete, dessen man sein Auge nicht fähig geglaubt hätte.

„Ja, wenn sie Euch die Erlaubniß verweigert?“

Es entstand eine kurze Pause. Nach dieser

Pause hörte man Etwas wie das Gezische einer Natter.

Es war die Antwort des Königs Franz II.

„Ich werde sie zu entbehren wissen," sagte er.

„Ist das wahr, was Euer Majestät da sagt?"

„So wahr als ich den Prinzen von Condé bis auf den Tod hasse."

„Und wie viele Minuten verlangt Ihr von mir, um diesen schönen Racheplan zur Ausführung zu bringen?"

„Ah, solche Pläne reifen nicht in einigen Minuten, Charlotte."

„Wie viele Stunden?"

„Die Stunden gehen schnell dahin, und man bringt nichts Gutes zu Stande, wenn man sich übereilt."

„Wie viele Tage?"

Franz überlegte.

„Ich verlange einen Monat," sagte er.

„Einen Monat?"

„Ja."

„Das heißt dreißig Tage?"

„Dreißig Tage."

„Dreißig Tage und dreißig Nächte also?"

Franz II. wollte eben antworten, aber die Tapete hob sich, und der diensthuende Offizier meldete:

„Ihre Majestät die Königin Mutter!"

Der König zeigte seiner Geliebten die kleine Alkoventhüre, welche in ein Cabinet führte, das einen eigenen Ausgang auf den Corridor hatte.

Das junge Mädchen hatte eben so wenig als ihr Geliebter Lust der Königin Mutter persönlich

die Stirne zu bieten; sie eilte in der bezeichneten Richtung fort, aber bevor sie verschwand, hatte sie noch Zeit dem König die letzten Worte zuzuwerfen:

„Haltet Euer Versprechen, Sire!"

Der letzte Ton dieser Worte war noch nicht verhallt, als die Königin Mutter, zum zweiten Mal an diesem Tag, im Schlafzimmer ihres Sohnes erschien.

. . . .

. . . .

Eine Viertelstunde nach der Hinrichtung Anne Dubourgs glich der Greveplatz, düster und verlassen, nur noch hie und da von einem letzten Aufflackern des Scheiterhaufens beleuchtet, einem großen Kirchhof, und die Funken, die umherhüpften, erhöhten die Aehnlichkeit, indem sie jene Irrlichter vorstellten, die in den langen Winternächten über den Gräbern tanzen.

Und diese Illusion wurde noch vervollständigt durch zwei Männer, welche langsam und still wie Gespenster über den Platz schritten.

Ohne Zweifel hatten sie mit ihrem nächtlichen Spaziergang gewartet, bis die Menge sich zerstreut hatte.

„Nun, Prinz," begann einer der beiden Männer, indem er zehn Schritte vom Scheiterhaufen stehen blieb und traurig seine Arme kreuzte, „was sagt Ihr von dem was so eben vorgefallen ist?"

„Ich weiß nicht, was ich Euch antworten soll, mein Vetter," antwortete der Mann, der als Prinz angeredet worden; „aber das weiß ich, daß ich schon viele menschliche Geschöpfe habe sterben sehen; ich

habe Todeskämpfen aller Art angewohnt, ich habe zwanzigmal das letzte Röcheln eines Sterbenden gehört: nun wohl, Herr Admiral, noch niemals hat, weder der Tod eines tapfern Feindes, noch der Tod einer Frau, noch der Tod eines Kindes einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie ich in dem Augenblick empfand wo diese Seele die Erde verließ."

„Was mich betrifft, Prinz," sagte der Admiral, der nicht verdächtig war, wenn er von Muth sprach, „so fühlte ich mich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen, und wäre ich an der Stelle des Verurtheilten gewesen, mein Blut hätte nicht schrecklicher in meinen Adern gerinnen können. Mit Einem Wort, mein Vetter," fügte der Admiral hinzu, indem er den Prinzen beim Faustgelenke hielt, „ich habe Furcht gehabt."

„Furcht, Herr Admiral," sagte der Prinz, indem er Herrn von Coligny erstaunt anschaute, „sagtet Ihr, Ihr hättet Furcht gehabt, oder habe ich falsch gehört?"

„Ich habe es wirklich gesagt, und Ihr habt recht gehört. Ja, ich habe Furcht gehabt; ja, es ist mir ein gewisser eisiger Schauer durch die Adern gefahren, eine düstere Ahnung meines nahen Endes hat sich meines Herzens bemächtigt. Vetter, ich bin überzeugt, daß auch ich eines gewaltsamen Todes sterben werde."

„So gebt mir die Hand, Herr Admiral, denn man hat mir prophezeit, daß ich ermordet werden solle."

Einen Augenblick schwiegen Beide.

Sie standen unbeweglich da, gefärbt von einer röthlichen Schattirung, dem Rückstrahl der letzten Flammen des Scheiterhaufens.

Der Prinz von Condé schien in eine schwermüthige Träumerei versunken.

Der Admiral von Coligny sann tief nach.

Auf einmal erhob sich ein Mann von hohem Wuchs und in einen großen Mantel gehüllt vor ihnen, ohne daß sie in ihrem tiefen Kummer das Getöne seiner Schritte gehört hätten.

„Wer ist da?" fragten die beiden Männer, indem sie zusammenfuhren und mechanisch nach ihren Degen griffen.

„Ein Mann," antwortete der neue Ankömmling, „den Ihr, Herr Admiral, gestern Abend mit einem Gespräche beehrt habt, und der beim Weggehen von Euch wahrscheinlich ermordet worden wäre, wenn der Herr Prinz ihm nicht Hülfe geleistet hätte."

So sprechend hatte sich der neue Ankömmling, nachdem er seinen breitrandigen Filz abgenommen und den Admiral gegrüßt, gegen den Prinzen von Condé gekehrt und sich vor ihm noch tiefer verbeugt, als vor dem Admiral.

Der Prinz und der Admiral erkannten ihn.

„Der Baron de la Renaudie!" riefen Beide zugleich.

La Renaudie machte seinen Arm von dem Mantel los und streckte ihn lebhaft gegen den Admiral aus.

Aber so rasch seine Bewegung war, so kam eine dritte Hand der seinigen zuvor.

Es war die Hand des Prinzen von Condé.

„Ihr täuschet Euch, mein Vater,“ sagte er zum Admiral, „wir sind zu drei.“

„Ist es wirklich wahr, mein Sohn?“ rief der Admiral voll Freude.

Beim letzten Schimmer des Scheiterhaufens bemerkte man einen Trupp, der über den Platz herkam.

„Ah!“ sagte der Admiral, „da kommt Herr von Mouchy mit seinen Leuten. Ziehen wir uns zurück, Freunde, und vergessen wir niemals, was wir so eben gesehen und beschworen haben!“

Wie die drei Verschwörer beim Schein der Flammen Herrn von Mouchy gesehen hatten, so hatte Herr von Mouchy auch sie gesehen, aber ohne sie zu kennen, da sie in ihre Mäntel eingehüllt waren.

Er gab seinen Leuten Befehl auf die verdächtige Gruppe zuzugehen.

Aber gleich als hätte die Flamme nur auf diesen Befehl gewartet, um zu erlöschen, sie verschwand auf einmal, und der Platz kehrte in die tiefste Dunkelheit zurück.

Und in dieser Dunkelheit verschwanden die drei künftigen Häupter der protestantischen Reformation, welche einer um den andern als Opfer des so eben geleisteten Eides fallen sollten.

Ende.

lingen. — Urach. — Die rauhe Alp. — Blaubeuren. — Ulm. — Ein Weinreisender — Der glückliche Bräutigam. — Günzburg. — Die Schinkengeschichte, — Die schöne Wäscherin. — Augsburg. — Trinkgelder. — München. — Der Männersang. — München, Liebe und Rüböl. — Münchens Sehenswürdigkeiten. — Der Wischer. — Bräutigam — Das Räuschchen. — Handgemenge und Prügel. — Der fatale Mantel. — Wirth und Fremdenbuch. — Die Geschichte vom Frack. — Das Rendezvous. — Die schöne Procession. — Der Brief mit einer Nase. — Das Sängerfest. — Der Berliner. — Die Baronesse und der Schnurrbart. — Das Vielliebchen — Auf dem Ball und nach dem Ball. — Eine Mutter. — Darmstadt. — Krämerseelen, merkantilische Thiere, Geldsäcke und wahre Kaufleute. — Frankfurt. — Frankfurt, ein klein Paris. — Homburg. — Die aufgezwungene Braut. — Die Hochzeit rc. rc.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.